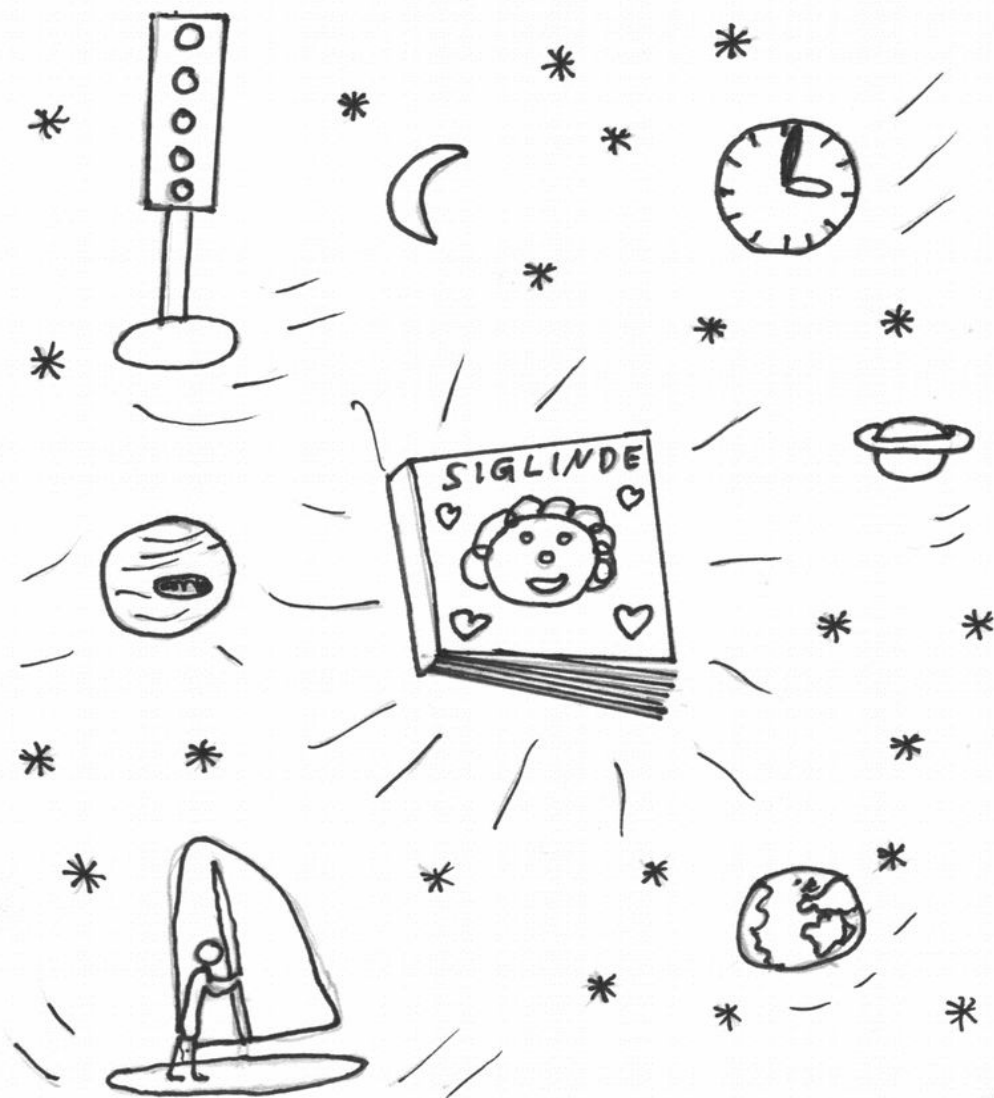


Stefanie Augustin

DAS ANSPRUCHSVOLLSTE BUCH DES UNIVERSUMS



Copyright©November 2017 by
Stefanie Augustin.

Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Autors

Bilder: Stefanie Augustin
Layout: Tobias Jeckenburger

1. Auflage 2017

Druck: online-druck.biz

Dieses Buch sei Thomas Miska gewidmet, meinem lieben Mann, der während ich es schrieb leider in eine andere Dimension umzog. Unsere Liebe aber bleibt bestehen.

Inhalt:

Seite:

Das erste Kapitel enthält Elemente der Literaturkritik und endet mit Aspekten der Astrobiologie	7
Das zweite Kapitel enthält eine Studie über Suchtprobleme von Mücken	13
Das dritte Kapitel erläutert den Konflikt zwischen einem Raumpolizisten und zwei Teenagern	20
Das vierte Kapitel gibt einen kurzen Abriss über die Literatur der fünften Dimension	28
Das fünfte Kapitel gibt einen verfremdeten, teilweise symbolisch zu verstehenden Einblick in die Kultur des Mittelalters	38
Das sechste Kapitel behandelt den literarischen Aspekt einer Protagonistin, die in Bedrängnis gerät	47
Das siebte Kapitel erläutert eine klassische Variante des Konflikts zwischen Papst und Kaiser in einem verfremdeten Mittelalter	53
Das achte Kapitel erläutert die Problematik der Zweckentfremdung des Medaillons als Navigationsgerät	58
Das neunte Kapitel verlegt die Odyssee von Homer an einen anderen Schauplatz mit anderen Protagonisten	68
Das zehnte Kapitel beschreibt eine Version der in der Trivilliteratur häufig auftretenden Gattung des Adelsromans	76
Das elfte Kapitel verweist auf den Symbolgehalt des Märchens vom Schlaraffenland	81
Im zwölften Kapitel steigt nach Ansicht der Autorin die Spannungskurve	87
Das dreizehnte Kapitel enthält neben futuristischen Elementen Aspekte des modernen Kriminalromans	92
Das vierzehnte Kapitel verweist auf neueste Erkenntnisse der physikalischen Forschung	100

	Seite:
Das fünfzehnte Kapitel wechselt auf die philosophische Ebene	104
Das sechzehnte Kapitel stellt einige auf einem Lichtjahre entfernten Planeten vermutete Technologien vor	110
Das siebzehnte Kapitel weist auf den Titel dieses Werks hin und lüftet endlich das Geheimnis um das anspruchsvollste Buch des Universums	115
Im achtzehnten Kapitel wird die Protagonistin für eine Antagonistin gehalten	137
Im neunzehnten Kapitel erhält die Protagonistin positive Kritik an ihrem literarischen Werk, nimmt diese jedoch nicht an	142
Das zwanzigste Kapitel verrät dem geneigten Leser, welche realen Figuren hinter der fiktiven Handlung stehen, aber selbst diese sind nur fiktiv	149

Das erste Kapitel enthält Elemente der Literaturkritik und endet mit Aspekten der Astrobiologie

Immer wenn ich am Bahnhof auf den Zug warte, fröne ich einer leidigen Angewohnheit. Ich kann es einfach nicht lassen, auch wenn ich wegen meines Lasters schon oft den Zug verpasst habe. Sehr zum Leidwesen meiner beiden süßen Männer, denen es nicht immer gelingt, mich rechtzeitig aus der Bahnhofsbuchhandlung hinaus zu bewegen.

„Und Karla, hast du was Interessantes gefunden?“ fragte Sherlock, mein Ehemann. Mein Ehemann ist er, weil wir mal geheiratet haben, damit ich krankenversichert bin. Hört sich unromantischer an als es ist. Wir lieben uns durchaus, der Gedanke ans heiraten löste jedoch bei uns beiden Gedanken von bourgeois Monotonie aus. Deshalb hatten wir lange damit gewartet.

„Ich habe nichts gefunden, habe mal wieder nur Zeitgeiststudien betrieben“, antwortete ich. In diesem Moment kam der Un-Zenni auf mich zu, mein Ex-Freund, mit dem mich eine immerwährende platonsche Liebe verbindet.

„In fünf Minuten fährt die Bahn“, sagte er und lächelte mich an.

Aus Solidarität mit Rauchern, die vor einigen Jahren aus sämtlichen Kneipen vertrieben wurden und sich sogar auf dem Bahnsteig in einen gelb umrandeten Bereich zurückziehen müssen, blieb ich bei meinen Männern. Nur ab und an wedelte ich mit meinem Rucksack den Rauch in die andere Richtung, weil der wiederum die lästige Angewohnheit hatte, immer in meine Richtung zu ziehen und das würde er wahrscheinlich auch noch tun, wenn der Wind sich plötzlich um 180 Grad drehen würde.

Während sich der Un-Zenni sogleich in seiner meditativen Ruhe eine qualmte, den Blick auf die Rauchkringel konzentriert, zündete Sherlock sich ebenfalls eine Zigarette an und begann ein Gespräch über Fußball. Meine beiden Männer haben nämlich in ihrer Jugend einmal Fußball gespielt und wären heute sicherlich berühmte Fußballstars geworden, wenn...Ja, warum sind sie es eigentlich nicht geworden? Warum auch immer, für mich ist es besser, weil ich sie sonst nur im Fernsehen zu sehen bekäme, also wahrscheinlich nie, da ich kein Fußballfan bin. Aus diesem Grund verließ ich den gelb umrandeten Bereich des Bahnsteiges wieder, um mich ein letztes Mal vor unserer Ab-

reise meinem Laster zu widmen und in die Bahnhofsbuchhandlung zurück zu kehren.

Hätte ich doch bloß auch nur solch ein harmloses Laster wie meine beiden Männer!

Nein, ich meine nicht das nervtötende Geschwafel über Fußball, sondern das Rauchen. Eine Zigarette kann man schnell platt treten, wenn der Zug kommt. Mich aber von den hunderten von Büchern und Zeitschriften zu trennen, fällt mir wahrlich schwer.

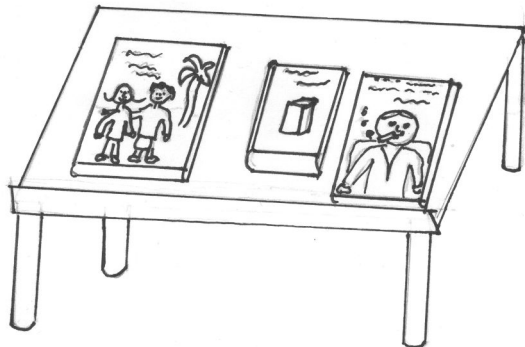
Warum gibt es keine Hinweistafel an Eingängen von Bahnhofsbuchhandlungen? Etwa mit der Aufschrift: Der Bundesverkehrsminister warnt: „ Stöbern in Bahnhofsbuchhandlungen gefährdet Ihre Reiseplanung. Andauerndes Blättern in Büchern und Zeitschriften kann zum Verpassen Ihres Zuges führen. Eine Buchhandlung dieser Sorte verfügt über 1350 Bücher und 4263 Zeitungen und Zeitschriften.“

Aber mal ehrlich, gäbe es solch ein Hinweisschild, ich würde es ignorieren. Zu tief bin ich schon meinem Laster verfallen und dabei finde ich die mir dargebotenen Schriftstücke nicht im Geringsten spannend. Spannung empfinde ich eher noch darin, das Risiko einzugehen, von Buchhändlerin oder Buchhändler erwischt zu werden, ohne ein einziges literarisches Werk gekauft zu haben. In diesem Fall aber müsste ich den gesamten Laden leer kaufen. Denn ich lese hier eine Seite, dort einen Abschnitt und dort ein Inhaltsverzeichnis. Meine Mission, die hinter meiner leidigen Angewohnheit steckt, ist nämlich nichts weniger als eine Zeitgeiststudie. Diese führt mich immer wieder zu der gleichen Erkenntnis: Es geht immer mehr bergab mit dieser, unserer Gesellschaft.

Sämtliche Schriftstücke, die mir unter die Finger kommen, werden immer niveauloser. Ja, in Gedanken verreiße ich jeden Schmöcker, jede Seite, jeden Satz, jedes Wort, jeden Buchstaben, jeden Punkt und jedes Komma. Manchmal sogar ein Fragezeichen oder einen Bindestrich. Meine Literaturkritik ist hundertmal gnadenloser als die von Marcel Reich-Ranicki jemals sein konnte. Zum Glück meiner Mitmenschen behalte ich jedoch meine Kritik für mich. Denn sonst würde ich vielleicht jeden Tag mit einem riesigen Pappschild auf dem Bahnhofsvorplatz stehen, mit der Aufschrift: "Das Ende ist nahe!"

Ich würde Handzettel verteilen mit Texten, wie: Krimis sind nicht mehr spannend, allenfalls noch für Auszubildende im Metzgerhandwerk interessant. Liebesromane werden immer schnulziger. Nach der Lektüre

← KASSE



von Urlaubsromanen bleibe ich lieber daheim. Den Drachen im Fantasy-Roman geht das Feuer aus. Thriller sind zum Gähnen, Science-Fiction beleidigen die grünen Männchen vom Mars. Die Kaiser und Päpste im historischen Roman sind auf ihrem Thron eingeschlafen, Glücksratgeber machen unglücklich und sogar die Kochbücher schmecken fade, irgendwie nur nach Papier.

Vielleicht würde ich eine Sekte gründen, deren Mitglieder meine Literaturkritik von Tür zu Tür tragen. Sicherlich würde sich bald jedoch von meiner Sekte der Literaturkritiker eine Bewegung abspalten mit der Botschaft: Die Welt ist noch zu retten.

Denn schließlich gibt es sie noch, die Buchläden. Das bedeutet, dass auch heute noch Zeitgenossen unter uns zu finden sind, die noch lesen und schreiben können, was wiederum als frohe Botschaft bezeichnet werden kann, die allen Grund zur Hoffnung gibt.

Nein, ich betreibe meine Literaturkritik lieber für mich. Außerdem ist es auf dem Bahnhofsvorplatz oft so kalt. Da bleibe ich lieber im warmen Buchladen.

Auch heute konnten meine Zeitgeiststudien kein Ende finden. Angefangen hatte ich mit einem Freche-Frau-Roman, in dem es um Tine, eine Mittfünfzigerin mitten in den Wechseljahren ging, deren Mann fremdging. Sodann unternahm Tine mit ihren Freundinnen Lola, Nanna, Bibi, Kiki und Kikeriki eine Reise in die Südsee, um endlich auch mal fremdzugehen. Sie fand keinen Mann, der ihr sexy genug erschien. Stattdessen gründete sie erfolgreich eine Palmölplantage mit 50 Arbeitssklaven und später auch noch eine Stiftung zur Rettung der letzten durch ihre Ölpalmenplantage vom Aussterben bedrohten Orang-Utans.

Ich legte den Roman beiseite und widmete mich einer Sammlung der originellsten Klosprüche, gefunden auf Dixie-Klos von Baustellen im Großraum zwischen Köln und Frankfurt. Als nächstes fiel mein Blick auf ein Taschenbuch mit dem Titel: "Zwei Zigaretten gönne ich mir am Abend - Memoiren eines alternden Showmasters".

Auf dem Titelbild grinste mich ein Herr mit graumeliertem Haar von seinem Sessel aus an. In der Hand die erste der in der Titelzeile angekündigten Zigaretten, die andere zwischen den Lippen. Warum konnten die Verlage nicht mal eine Gemeinschaftsproduktion von Sherlock und dem Un-Zenni herausbringen, mit dem Titel: "Eine Zigarette gönnen wir uns am Bahnsteig"?

Gerade hatte ich mir mal wieder fest vorgenommen, meine Zeitgeiststudien zu beenden, als mein Blick auf zwei weitere Bücher fiel.

Das eine beschrieb einen Pilgerweg quer durch das Ruhrgebiet und das andere war, Schreck lass nach, eine Zeitgeiststudie.

"Warum wir nicht erwachsen werden wollen", verhiess das Titelblatt des letzteren Werkes. Atemlos las ich den Klappentext auf der Rückseite: "Ein Phänomen, das die Generation ab etwa Geburtsjahrgang 1965 betrifft: Die Menschen möchten nicht mehr die Verpflichtungen ihrer Elterngeneration übernehmen, tragen keine Verantwortung mehr, sind bindungsunfähig, möchten nur spielen und Spaß haben!"

Hä?! Und da hatte ich immer gedacht, ich wäre die sensationelle Ausnahme in meiner Spießergeneration. Ich hatte ja eher den Eindruck, dass die meisten Menschen nur noch erwachsen sind, insbesondere in meiner Generation. Und da wollte mir so ein Buch erzählen, dass all meine Bemühungen, mir meine Kindlichkeit zu bewahren, vergebens waren, weil das doch schon alle taten?

Mir war noch nie aufgefallen, dass andere Mittvierziger auch noch durch die Straßen hüpfen oder auf Kinderspielplätzen herumtunten. Letzteres tat ich nur bei Regen oder Schnee, um den Kindern nicht den Platz weg zu nehmen. Nie hatte ich meine Altersgenossen auf der Wiese ein Rad schlagen sehen. Als ich einmal Flummi tickend durch die Gegend flanierte, rief mir ein junger Mann "Spielkind!" hinterher.

"Alter Opa!" hatte ich ihm daraufhin zugerufen.

Und als ich neulich früh morgens auf dem Trampolin vor der Post gehüpft bin - früh morgens sind da auch bei sonnigem Wetter noch keine Kinder - sprachen mich doch tatsächlich zwei junge Männer an. Ob ich ein Problem habe, wollten sie wissen.

"Wieso sollte ich ein Problem haben?"

"Na, weil Sie hüpfen."

"Das ist hier mein Frühsport", antwortete ich. "Andere Leute zahlen viel Geld fürs Fitnessstudio. Dabei kann man den Spaß doch auch kostenlos haben."

Die beiden Männer entfernten sich. Vielleicht hatte der eine gehofft, ich hätte ein Problem mit einem Mann und wäre gerade in der Trennungsphase, und der andere wollte ihn mit mir verkuppeln. Ich werde es nie erfahren. Unter uns gesagt, ich hatte an jenem Morgen tatsächlich ein Problem. Und zwar hatte ich am Abend zuvor, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, ferngesehen. Der Fantasyfilm hatte einen

Helden gezeigt, der sich auf den Rücken eines geflügelten Drachen geschwungen hatte, um eine Prinzessin zu retten. Warum durften immer die Männer solchen Vergnügungen nachkommen? Insbesondere gaben mir solche Filme zu denken, seit ich im letzten Jahr einen hohlen Planeten umgekrempelt hatte. Zwar hatten mir zwei Männer dabei geholfen, aber ohne mich wären sie niemals auf die Idee dazu gekommen.

Aber zurück zum Thema. Ich könnte noch so einige Kriterien aufzählen, warum ich eher den Eindruck habe, die Angehörigen meiner Generation sind zu erwachsen, aber ich versuche mich auf das Wesentliche zu beschränken.

Ich könnte mir vorstellen, dass sicherlich noch nie ein Angehöriger meiner Generation auf die Idee gekommen war, den Bahnhof, auf dessen Gelände ich mich wohl noch eine Weile befinden würde, als Zeitreisebahnhof zu erkennen.

In meiner Phantasie reiste man nämlich nicht mit dem Zug in andere Städte oder andere Länder, sondern man ging zum Haupteingang hinaus und betrat den Bahnhofsvorplatz, der sich immer wieder in einer anderen Zeit befand. Mal begegnete man einem Mammut, mal führte ein Weg in ein mittelalterliches Dorf und mal konnte man seine Reise mit dem Raumschiff fortsetzen.

"Wenn wir den Film im Planetarium noch sehen wollen, dann müssen wir jetzt gehen!"

Ich drehte mich um. Sherlock stand hinter mir. Sein liebes, rundes Gesicht und seine Knubbelnase weckten in mir den Impuls, ihn zu umarmen.

"Na, hast du was gefunden?" fragte er mit sanfter Stimme.

Da ich nicht schon wieder erzählen wollte, ich hätte nur Zeitgeiststudien betrieben, griff ich schuldbewusst nach dem Wanderführer über Pilgern im Ruhrgebiet und ging zur Kasse.

Der Film im Planetarium war spannend. Es ging um die Frage nach außerirdischem Leben. Der Erzähler hatte eine angenehm warme Stimme, die mich an Sherlocks Stimme erinnerte. Leider erwähnte er in keinem Satz den Planeten Blub, den ich im letzten Jahr nach meinem Sturz auf der Rolltreppe der U-Bahn entdeckt hatte.

Vielleicht gäbe es irgendwo, Lichtjahre entfernt, ballonartige Lebewesen, vermutete der Erzähler. Von Buchstabenmenschen wie den Scrabbles erzählte er jedoch nichts, auch nicht, wie wir die Ballontiere

besuchen könnten. Meine einzige Hoffnung waren die Wurmlöcher durchs All, durch die Wege zu fernen Planeten verkürzt werden könnten. Aber selbst Reisen durch Wurmlöcher würde ich wohl nicht mehr erleben und noch einmal wollte ich nicht auf der Rolltreppe stürzen, um das All zu durchqueren. Da musste ich mir schon was Besseres einfallen lassen. Zunächst einmal sollte ich es bei den Reisen auf der Erde belassen und da mir für Fernreisen immer das nötige Kleingeld fehlte, würde meine nächste Reise im Nahbereich stattfinden.

Auf der Rückfahrt vom Planetarium packte ich in der S-Bahn mein neu erworbenes Buch aus und zeigte es meinen beiden Männern.

"Das können wir uns für die nächste Woche mal vornehmen", schlug Sherlock vor. "Wir haben doch noch ein Zelt im Keller."

"Und übernachten können wir sicherlich im Wald", sagte ich. "Falls die Tiere nichts dagegen haben."

"Aber der Un-Zenni ist auch dabei", sagte der Un-Zenni, der gerne mal in der dritten Person über sich sprach, gehörte zu seinem Repertoire an Un-Zen.

Das zweite Kapitel enthält eine Studie über Suchtprobleme von Mücken

Nun waren wir alle drei nicht besonders religiös, allenfalls der Un-Zenni, der ein wenig den Weg des Un-Zens beschritt. Trotzdem reizte uns die Pilgertour, konnten wir auf diese Weise vielleicht wieder ein Abenteuer erleben, das meinen Abenteuern auf dem Planeten Blub ähnelte. Das glaubte ich zumindest. Leider hatten meine beiden Männer bei jenem Abenteuer nur die eine Rolle gespielt, dass sie mir verholfen hatten zu fliegen, wenn sie mich, während ich im Koma lag, berührt hatten. Aber ich hatte ihnen versichert, dass ich auf Blub zwei Männern begegnet war, die ihnen sehr ähnelten. Vom Charakter, nicht vom Aussehen, wenn auch die beiden Außerirdischen süß ausgesehen hatten.

Unsere Pilgertour begann an der Emschermündung in Dinslaken und führte uns an Wiesen vorbei, durch kleinere Waldabschnitte und durch mehrere monotone Einfamilienhaussiedlungen. Letztere nicht gerade inspirierend, weder für Abenteurer, noch für Menschen, die wirklich

auf spiritueller Suche waren.

Das störte mich jedoch nicht weiter, weil ich nun einmal vielseitig interessiert war. So hatte ich auf der Hinfahrt, nach meiner üblichen Zeitgeiststudie im Bahnhofsbuchladen, im Zug Stofftiere für die Kinder einer Freundin gehäkelt, an der Emschermündung ein Gedicht mit dem Titel "Liebesbrief an die Emscher" geschrieben und während wir wanderten zählte ich Schmetterlinge, deren Namen und Fundort ich auf Formularen eintrug, die ich mir von einer Naturschutzorganisation zuschicken lassen hatte.

Während wir die Einfamilienhaussiedlungen durchquerten, sang ich Lieder aus der 68er-Bewegung und im Wald stimmten wir lauthals das Lied "Im Wald, da sind die Räuber" an.

Auf einer Dorfweiese, in der Nähe eines Schützenfestes machten wir Mittagspause. In Ermangelung einer Frisbeescheibe warfen wir uns eine leere Plastikflasche zu und unseren Hunger stillten wir auf dem Schützenfest bei einer Portion Pommes.

Den Nachmittag wanderten wir an der Emscher entlang. Ich konnte nur noch Kohlweißlinge entdecken und steckte meine Formulare vorübergehend in den Rucksack. Stattdessen unterhielt ich meine beiden Männer mit weiteren Reiseplänen. Eine mehrtägige Wanderung durch die Zeiten stellte ich mir vor. Beginnend im Wald, wo wir Kräuter sammeln und uns am Lagerfeuer in einem selbst getöpften Tontopf ein bescheidenes, aber sicherlich nahrhaftes Süppchen kochen würden, vitaminreicher als unser Mittagessen auf dem Schützenfest auf jeden Fall. Auf einem mittelalterlichen Festival würden wir uns dann so richtig satt essen und zu mittelalterlicher Musik tanzen. Im Ruhrgebiet böte sich anschließend der Besuch eines Bergbaumuseums an.

Nach einem kurzen Gang durch eine x-beliebige Fußgängerzone der Gegenwart würden wir als krönenden Abschluss im Planetarium in die Zukunft reisen.

Nachdem ich Sherlock und den Un-Zenni zu geredet hatte mit erfundenen Steinzeitabenteuern, aus dem Ärmel geschütteten mittelalterlichen Märchen, Schilderungen von mir als Anführerin der Bergarbeiterstreiks und Science-Fiction, die weil ich nach den vielen gewanderten Kilometern schon rechtschaffen müde war, meinen Erlebnissen auf Blub stark ähnelten, erreichten wir eine Grünanlage mit einem Wäldchen, wo wir uns für die Nacht niederlassen wollten.

Der Aufbau des Zelttes war eine Tortur, weil uns die Mücken einfach

nicht in Ruhe ließen. Zudem war die Erde an einigen Stellen matschig, an anderen steinhart. Wir entschieden uns für die steinharte Variante, wollten wir doch nicht im Schlamm versinken. Innen würden unsere Schlafsäcke den harten Boden eventuell ausgleichen, zumindest nach unserer optimistischen Einschätzung. Es war nur unmöglich, die Heringe vollständig in den Boden zu rammen. Ich fragte mich, wo ich diesmal landen würde, falls ich über einen der überstehenden Heringe stolpern sollte. Schließlich war ich ja nach einem Sturz auf einer Rolltreppe auf dem Planeten Blub gelandet.

Diese Sorge beschäftigte mich besonders, als ich warm eingekuschelt eine Stunde später zwischen meinen beiden süßen Männern lag. Die beiden schliefen schon ruhig. Nur ich lag noch wach, hatte ich den Schlafsack flauschiger eingeschätzt als er war. Eine Isomatte darunter gab es nicht. Mir war es lästig gewesen, solch ein Ding mit zu schleppen.

„So etwas brauchen wir nicht“, hatte ich meinen Männern noch vor Reiseantritt mitgeteilt und weil nicht nur ich die beiden, sondern auch die beiden mich süß fanden, waren wir alle drei ohne Isomatte losgezogen.

Sherlock und den Un-Zenni schien das nicht weiter zu stören. Sherlock konnte überall schlafen und der Un-Zenni konnte bei jedem Unsinn (oder Un-Zen?) seine meditative Ruhe bewahren. Nur bei mir wollte das Sandmännchen einfach nicht erscheinen. Außerdem drückte mir mal wieder die Blase, wie das bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit der Fall war. Ich hätte ein Buch schreiben können, randvoll mit Geschichten von meiner Suche nach einem stillen Örtchen, hätte nicht schon ein Bekannter von Sherlock und mir in Berlin ein Buch mit "Klogeschichten" herausgegeben, die allerdings nicht nur von Personen handelten, die nach einer Toilette suchten.

Eine Weile genoss ich noch die Wärme meiner beiden lebenden 37°C-Heizungen neben mir, die ein wenig die Härte des Bodens ausglich. Dann raffte ich mich auf und zog vorsichtig den Reißverschluss der Zelttür herunter. Sehr zur Freude einiger angriffslustiger Mücken, die auf eben diesen Augenblick gewartet hatten.

Wie eine Horde Urlauber, die auf der Wüstentreckingtour ihre Wasservorräte vergessen hatten, sausten die durstigen Biester auf mich los. In meiner Panik fand ich meine Schuhe nicht, zog schnell einen linken Schuh von Sherlock an den rechten Fuß und einen rechten Schuh vom

Un-Zenni an den linken Fuß, stieß beim Versuch aufzustehen die Zeltstange um, welche das Vorzelt hielt und wankte ins Freie. Zum Glück stolperte ich über keinen der Heringe. Das würde mir sicherlich auf dem Rückweg passieren.

Der Vollmond schien durch die Bäume. Konnte ich deswegen nicht einschlafen? Ach was, alles Aberglaube! Zwar glaubte ich, dass es den Planeten Blub wirklich gab, aber dass Leute sich einbildeten, sie könnten bei Vollmond nicht schlafen, alles Hokuspokus. Außerdem bewiesen meine beiden Männer heute das Gegenteil.

Im Mondschein sah ich die Mücken tanzen. So lange die Mücken noch tanzten stachen sie mich hoffentlich nicht. Die mussten sich auf ihr Tanzschritte konzentrieren, um keiner anderen Mücke auf den Fuß zu treten.

Nachdem ich mich hinter einem Baum erleichtert hatte, erkannte ich im Mondschein noch etwas: Der Baum war ein Obstbaum, genauer gesagt ein Apfelbaum. Meine Idee von dem Zeitreiseabenteuer fiel mir wieder ein. Ernährung direkt aus der Natur, hier konnte ich gleich damit anfangen. Ich griff nach einem Apfel, nicht viel größer als eine mittelgroße Murmel und sicherlich steinhart. An und für sich hatte ich keinen richtigen Hunger. Vorsichtig stiefelte ich mit den vertauschten Schuhen meiner Männer zum Zelt zurück. Ich fand einen Winkel, in dem ich auch hier den Mond durch die Bäume schimmern sah und betrachtete den Apfel. Während ich noch überlegte, ob ich mein Fundstück nun essen oder entsorgen sollte, hörte ich ein mir schon bekanntes Geräusch. Das Summen einer Mücke. Der Mond verriet mir, dass es wirklich nur eine war. Die aber schien besonders angriffslustig.

"Bsssssss! Hasse`ma`nen Tropfen Blut für mich?"

"Hau ab! Such dir woanders was!"

"Hast du denn gar keine soziale Ader?" fragte die Mücke.

"Adern habe ich jede Menge, aber ob die sozial sind? Jedenfalls sind sie nicht zum Anzapfen gedacht."

"Ich möchte dich auch nicht weiter belästigen."

"Warum tust du es dann?"

"Ich bin der Trunksucht verfallen!"

"Dann flieg zu den Anonymen Alkoholikern! Ich kann dir in der Hinsicht wenig bieten, mein Laster heißt Stöbern in Bahnhofsbuchhandlungen."

"Anonyme Alkoholiker? Ich weiß nicht, was du meinst. Seit mein Mann

mich mit einer anderen Mücke betrogen hat, bin ich nur noch am Blut trinken."

Die Mücke begann zu schluchzen:

"Schöne, lange Beine hat diese Thusnelda, viel schönere als ich, sagte Egon. Und ihre Flügel schimmern wie Perlmutter."

"Tragisch für dich, aber was geht mich das an? Wenn du aber deiner Trunksucht einfach nicht widerstehen kannst, dann such dir doch einen Wurm. Wurmblood schmeckt bestimmt auch gut."

"Was soll dieses Mistvieh tun?" hörte ich plötzlich eine Stimme.

Ich drehte mich um. Hinter mir hörte ich nur die gleichmäßigen Schnarcher meiner beiden Männer. Die Stimme kam in etwa von der Höhe meiner rechten Hand. Konnte nun auch schon der Apfel sprechen? Ich hielt den Apfel ins Mondlicht. Da schlängelte sich etwas aus dem Apfel heraus.

"Verzeihung, Herr Wurm! Das habe ich nicht so gemeint", stammelte ich.

"Dann hätten Sie es nicht sagen dürfen!" schimpfte der Wurm. "Was soll überhaupt dieser Ruhe störende Lärm mitten in der Nacht? Haben Sie nicht die Apfelordnung gelesen? Dort steht es: Lärm, insbesondere durch Streitigkeiten verursacht, ist nach 22 Uhr zu vermeiden. Mücken dürfen nur noch auf Apfellaustärke summen."

"Mein Herr, ich bin keine Bewohnerin dieses verschrumpelten Apfels", sagte die Mücke.

"Ich bin in einem Schlossteich aufgewachsen, bin froh nicht in so einem verfaulten Ding hausen zu müssen."

"Na, warte!" rief der Wurm, der nun ganz und gar sein vornehmes Sie vergessen hatte.

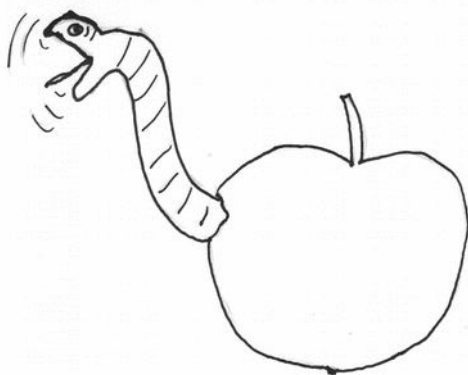
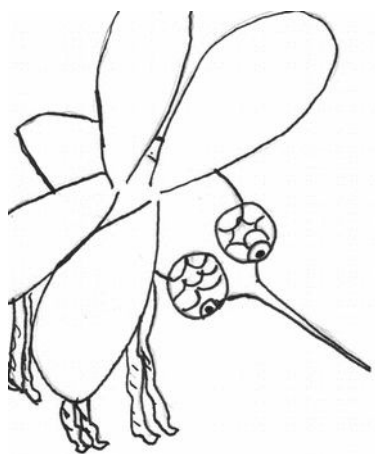
"Bitte hilf mir!" flehte die Mücke mich an. "Mit Würmern ist nicht zu spaßen. Lass mich ein wenig hinter dein Ohr!"

"Und da verpasst du mir dann einen dicken Mückenstich. Nein, meine Liebe, das könnte dir so passen!"

"Ich sauge auch nur ein winziges Tröpfchen Blut."

Die Mücke sauste in meinem Kopf herum und ging mir mit ihrem Gesumme gehörig auf die Nerven.

Der Wurm hatte sein Loch nun komplett verlassen und hob zornig sein oberes Ende an. Das Gesumme der Mücke, die mittlerweile etwa 180 Stundenkilometer drauf hatte und das Geschrei des Wurmes weckten in mir Fluchttendenzen.



Wieso konnten die überhaupt sprechen? War ich etwa doch über einen dieser verdammten Heringe gestolpert? Dann aber wäre ich wieder auf dem Planeten Blub gelandet. Das konnte also nicht sein. Ich stand immer noch vor einem Zelt, in dem meine beiden Männer seelenruhig schliefen und mich in diesem Schlamassel alleine ließen.

Der Wind rauschte durch die Zweige der Bäume, der Mond leuchtete mir ins Gesicht. Die Sterne funkelten. Es hätte alles wirklich idyllisch sein können, wenn Mond und Sterne nicht so ewig weit entfernt gewesen wären. Irgendwie zog es mich, trotz meiner süßen Männer, noch einmal in die Weiten des Alls. Weit weg von trinkenden Mücken und keifenden Würmern. A propos, Würmer. Hatte der Mann mit der sanften Stimme, der den Film im Planetarium kommentiert hatte, nicht von Wurmlöchern gesprochen, mit deren Hilfe man schneller das Weltall durchreisen konnte?

Ich hielt den Apfel ins Mondlicht. Der immer noch schimpfende Wurm interessierte mich nicht mehr. Hauptsache, das Loch war frei. Nun musste ich den Trick 17 mit dem kleiner werden noch hin bekommen. Das war nicht so einfach, weil mich das Gesumme der Mücke doch arg vom Denken abhielt. Wie hatte ich das mit dem Fliegen auf dem Planeten Blub noch mal hinbekommen?

"Nun lass mich doch endlich hinter dein Ohr oder meinetwegen auch auf dein Augenlid", jammerte die Mücke.

"Ein geschwollenes Augenlid, noch schlimmer!" brummte ich. "Aber die Idee mit dem Lied war nicht schlecht."

Damals brauchte ich mir nur eine Melodie durch den Kopf gehen zu lassen und schon konnte ich fliegen.

"Ich werde kleiner, trallala!" sumnte ich in Gedanken.

Es half nicht. Da musste es noch einen zweiten Trick geben.

"Ist in dem Zelt denn jemand, der mich trinken lässt?"

"Meine Männer lass bitte in Ruhe! Äh, da ist niemand. Natürlich ist das Zelt leer."

Meine beiden Männer, das war das zweite Stichwort! Immer, wenn die beiden mich berührt hatten, konnte ich fliegen. Aber wie sollte ich mich unbemerkt von der Mücke ins Zelt begeben? Und würde ich dort noch das Wurmloch erkennen?

"Auch wenn ich nur ein Wurm bin, ich kriege dich noch, du dumme Mücke!" schrie der Wurm.

Die Mücke begann wieder zu summen. Offensichtlich sumnte sie im-

mer, wenn ihr keine schlagfertige Antwort einfiel.

Schwer dabei logisch zu denken und doch gelang es mir. Wenn ich Mücken und Würmer sprechen hören konnte, so befand ich mich in einem anderen Bewusstseinszustand. Entweder träumte ich oder ich lag wieder im Koma, was ich aber nicht hoffte, bei dem Pflegenotstand. Da ich keine Trillerpfeifen von streikenden Krankenschwestern zwischen dem Gesumme und Gekeife wahrnehmen konnte, hoffte ich, dass ich diesmal nur träumte.

Nun musste ich nur noch das Vertrauen haben, von meinen beiden Männern berührt zu werden.

"Ich werde kleiner, trallala!"

Wieder nix!

Liebe Leserinnen und Leser, ich bitte um Entschuldigung für diesen geistlosen Song. Aber ich hatte ja schon erwähnt, dass mein Kopf von einer Mücke umrundet wurde.

Ich gab mir alle Mühe, den Song geistreicher werden zu lassen. Zuerst musste das dämliche trallala weg.

"Ich werde kleiner!"

Wieder nicht geklappt!

Vielleicht musste ich dem Lied eine poetische Note verpassen.

"Im Mondenschein werde ich klein und passe in das Wurmloch rein!"

"Einfach genial!" jubelte die Mücke.

"Halt, Polizei! Ich dulde keine Hausbesetzer!" schrie der Wurm.

Meinte der mich? Oh, ja. Der meinte mich. Es hatte funktioniert!

Das dritte Kapitel erläutert einen Konflikt zwischen einem Raumpolizisten und zwei Teenagern

"Auf geht die Fahrt. Will noch jemand mit? Der muss sich beeilen. Alle da? Dann geht es los. Diese Tour geht mal wieder rrrückwärts!!!"

Die temperamentvolle Frauenstimme kam mir bekannt vor. Hatte ich zuletzt vor zwei Wochen auf der Kirmes gehört und mich letztendlich entschieden, das Karussell nicht zu betreten.

Dieses Mal war es anders. Erstens war die Frau nirgends zu sehen, sie sprach wohl über einen Lautsprecher. Und zweitens war ich tatsächlich an Bord und konnte nicht aussteigen, weil ich drittens nicht in ei-

nem Karussell, sondern in einem Raumschiff saß.

Trotz allem war die Ankündigung wohl ernst gemeint. Während ich vor Angst schlotterte, hörte ich ein Kreischen und Johlen hinter mir. Dort saßen ein Junge und ein Mädchen im Teenageralter. Der Junge klimperte auf seinem Smartphone herum, während das Mädchen genüsslich Zuckerwatte schleckte.

Ruckelnd setzte sich das Raumschiff in Bewegung und beschleunigte innerhalb weniger Sekunden auf von mir gefühlte hundert Stundenkilometer.

"Freunde, soll es noch ein wenig schneller gehen?" fragte die Frauenstimme.

"Ja!!" kreischten die Teenies.

"Nein!" wimmerte ich, wusste aber nicht, warum ich das sagte. Denn mir war augenblicklich klar geworden, dass die Tonbandstimme nicht auf mich reagierte. Wieso hatte die Stimme bloß von ein wenig schneller gesprochen?

Im nächsten Moment hatten wir die Geschwindigkeit eines Düsenjets erreicht.

"Ist euch das immer noch zu lahm?"

Ich hielt mir die Ohren zu, wollte ich doch die begeisterte Zustimmung der Teenies nicht hören. Die Schwerelosigkeit und das Fehlen eines Anschnallgurts warfen mich von einer Seite der Raumkapsel in die andere. Bald konnte ich nichts mehr sehen. In meinem linken Auge klebten Reste von Zuckerwatte und das rechte machte im nächsten Moment Bekanntschaft mit einem Smartphone.

Ein grünes Männchen eilte auf mich zu. Einer der Teenager? Ich hatte sie mir in der Eile nicht genau angesehen. Das Smartphone entfernte sich von meinem Auge. Nein, das Männchen entstammte dem Handy-Bildschirm.

"Wollen wir mal unsere Runde beenden", bewies die Ansagerin endlich Gnade.

"Nein!" tönte es nicht mehr hinter, sondern irgendwo schräg über und unter mir.

Eine gefühlte Minute schien die Tonbandstimme nicht auf die Teenies einzugehen, so dass ich einige kurze Blicke in ein bläulich schimmern-des, mit Zuckerwatte verschmiertes Gesicht, werfen konnte. Der Junge schwebte wohl irgendwo hinter mir. Das Mädchen starrte sicherlich in ein kreideweißes oder leicht grünliches Gesicht, aber das interessierte

mich in diesem Moment nicht. Lieber warf ich einen eiligen Blick aus dem Fenster, konnte aber nicht viel sehen. Neben den üblichen Sternen gab es da auch noch ein paar Meteoriten, die haarscharf an mir vorbei sausten, Planeten, die ähnlich dem Saturn Hula Hoop machten und uns dabei mit ihren Reifen beinahe tangierten und diverse Schwarze Löcher, die mich ein wenig langweilten, kannte ich sie doch schon aus meinem letzten Abenteuer. Bestimmt würde ich gleich wieder aufwachen und das tat ich auch.

"Auf geht's zur nächsten Fahrt. Diesmal vorwärts!!!"

Die Tonbandstimme rüttelte mich nicht nur wach, sondern auch noch in sämtlichen Geraden und Diagonalen hin und her, immer wieder mit zwei Teenagern, einem Smartphone, einem mittlerweile abgelutschten Holzstab und dem zum Glück bescheidenen Inventar der Raumkapsel kollidierend.

Wenn ich nicht vielleicht schon beim Stolpern über einen Zelthering bewusstlos geworden wäre, so wäre ich es spätestens jetzt geworden, wenn nicht die Raumkapsel ohne vorherige Ankündigung, so schnell wie sie beschleunigt hatte, das Tempo drosselte. Unmittelbar vor einer Art Kelle kam sie schließlich zum Stillstand.

Die Kelle hing an einem spindeldürren Arm eines steingrauen Wesens mit fünf orangefarbenen Augen von der Größe einer Centmünze. Das bis auf die fünf Knopfaugen menschenähnliche Wesen stand auf einer Art schwebender Insel. Fehlte nur die Palme. Oder war das eine Palme? Nein, eher eine Art Segel. Das Wesen stand auf einem Surfbrett.

"Achtung, Verkehrskontrolle!" hörte ich das Wesen, das offenbar einer Art Raumpolizei angehörte, sprechen. "Sie sind zu schnell gefahren. Das macht zwei Punkte in Flutschburg." "Ich bin nicht gefahren", sagte ich. "Ich stamme vom Planeten Erde und bin in ein Wurmloch gefallen."

"Erde? Was ist denn das für ein Planet?"

Stirnrunzelnd entfaltete der Raumpolizist eine riesige Karte. Er schloss vier seiner fünf Augen und hielt sich eine Art Monokel vor das letzte geöffnete Auge.

"Mmh, kann ich kaum erkennen. Ach, ja, ganz am Rande der Milchstraße. Bewohner der Randgebiete sind ein wenig rückständig. Denen passiert das bisweilen mal, dass sie in Wurmlöcher fallen. Schlimmer ist es eher, wenn sie in Schwarze Löcher fallen. Da kann man sie nicht so einfach heraus ziehen. Wollen wir mal vier Augen zudrücken."



Aber wer sind Ihre beiden Begleiter?"

Die beiden hatten sich hinter der Rückbank versteckt, aber der Polizist war galant um die Raumkapsel herum gesurft und hatte die beiden durch das hintere Fenster gesehen.

Wieder kniff er vier Augen zu und hielt sich das Monokel vor das verbliebene, geöffnete Auge.

"Oh, Minderjährige! Dann ist das wirklich nicht euer Raumschiff!"

Irgendwo musste er wohl einen Schriftzug entdeckt haben. Denn im nächsten Moment hielt er sich ein Monokel von der Größe eines Glasbausteins vor das Auge. Wenn ich mich nicht täuschte, hatte er dieses Mal ein anderes geöffnet.

"Eigentum des Erziehungsheims, Meteoritenstraße Nr. 123456, einzige Straße auf RTL Minus, Mond des Planeten Flutsch", las er.

Sodann holte er ein Smartphone hervor - gab es die Dinger etwa im gesamten Universum? - und scannte Photos von den Jugendlichen ein.

"Da habe ich ja gleich eure Namen und die Berichte vom Jugendamt."

Der Beamte grinste und öffnete dabei ausnahmsweise mal alle seine fünf Augen.

"Was haben wir denn hier? Also ihr seid Geschwister und seid im Heim, weil eure Eltern nicht erziehungsfähig sind."

"Gar nicht wahr!" sagte das Mädchen.

"Aber hier steht es. Eure Eltern sind schlechte Vorbilder, die euch mit auf politische Demonstrationen nehmen. Die sollten lieber mit euch auf die Kirmes gehen."

"Da gehen wir in dem öden Heim fast jeden Tag hin und immer muss ich Zuckerwatte essen. Ich hasse Zuckerwatte!!!"

Das Mädchen nahm den abgelutschten Holzstab und schleuderte ihn in die hinterste Ecke der Raumkapsel.

"Und ich habe an der Losbude mindestens das zwanzigste Smartphone gewonnen", stöhnte der Junge.

Der Polizist ließ sich davon nicht beeindrucken und las weiter vor: "Hier steht, dass euer Vater dem Größenwahn verfallen ist. Er glaubt, RTL-Minus sei ein Planet und müsse in RTL-Plus umbenannt werden. Bei eurer Mutter wurden sogar paranoide Zustände diagnostiziert. Ihr gefällt es nicht, dass das Erziehungsheim an der Meteoritenstraße liegt, weil da so viele Meteoriten einschlagen. Aber sie ist nun mal die einzige Straße auf eurem Mond."

"Auf unserem Planeten. Sie bildet den Äquator von unserem Planeten.

Und wäre der endlich als Planet anerkannt, dann müsstet ihr mehr Gelder rausrücken und wir könnten uns Straßen leisten, die außerhalb des Asteroidengürtels liegen", sagte das Mädchen.

"Frühreife Revoluzzersprüche. Das kann ich gleich eurem Heimleiter melden."

"Sie und Ihre Kollegen sollten sich mal lieber neue Brillen zulegen", sagte nun der Junge. "Kurzsichtig wie ihr trotz eurer fünf Augen seid, könnt ihr noch nicht einmal erkennen, wie groß unser Mond ist."

"Es wird Zeit, dass ich jemanden von eurem Heim hole. Die sollten dich wegen Beamtenbeleidigung mal für eine Weile ins Jugendgefängnis stecken."

Im nächsten Moment tauchte aus dem Nichts eine blauhäutige Frau auf.

"Hier bin ich schon. Zizixoxo mein Name, Leiterin der Wohngruppe der Kinder. Ich nehme die beiden wieder mit und werde ihnen eine gerechte Strafe zukommen lassen."

"Wenn die neuen Zeiten anbrechen, dann wird es keine Strafen mehr geben, nur noch Belohnungen!" orakelte der Junge.

Dann war die Raumkapsel verschwunden. Ich konnte mich gerade noch auf das Surfbrett des Polizisten retten.

"Nun zu Ihnen, meine Dame", wandte sich der Polizist mir zu. "Wo möchten Sie denn hin?"

Seine heuchlerische Art nervte mich. Außerdem vernahm ich mit einem Mal wieder so ein Summen um meinen Kopf herum.

"Nirgends!"

"Nirgends?"

"Verhaften Sie erst mal diese sturzbetrunkene Mücke. Die gehört in eine Ausnüchterungszelle, hat hier im Universum nichts zu suchen!"

"Was ist eine Mücke?"

"Gibt es auf Ihrem Planeten etwa keine? Ziemlich klein, summt und pikst fürchterlich."

"Ich habe noch nie solch ein Wesen gesehen."

"Wie sollten Sie auch bei Ihrer Kurzsichtigkeit?" dachte ich, sprach es aber nicht laut aus.

"Nun sagen Sie schon, meine Dame, wo möchten Sie hin? Ich habe gleich noch einige Einsätze in allen fünf Dimensionen zu tätigen!"

Ja, wo wollte ich eigentlich hin? Zur Erde? War dem Beamten bestimmt zu weit. Außerdem hatte mich die Abenteuerlust gepackt. Und

außerdem, ja außerdem wollte ich endlich diese verdammte Mücke loswerden.

"Bringen Sie mich bitte zum Planeten Blub!"

Gerne wollte ich wissen, was sich mittlerweile dort getan hatte. Vielleicht konnte die Mücke im Inneren des hohlen Planeten verduften.

Der Raumpolizist setzte nacheinander Brillen verschiedener Stärken auf, drehte die Karte in sämtliche Richtungen und schüttelte den Kopf.

"Mal sehen, vielleicht gibt es solch einen Planeten in der vierten Dimension."

Er holte eine Art Aquarium aus seiner Brieftasche hervor, in dem das Modell eines Weltalls immer weiter auseinander driftete.

"Tut mir leid, einen Planeten Blub gibt es nicht."

Plötzlich kam mir ein Gedankenblitz.

"Wenn die beiden jungen Leute auf dem Mond leben, der zu einem Planeten namens Flutsch gehört", sagte ich. "Dann müsste ein Planet Blub nicht weit sein. Zu ihm gehören drei Monde, die erst kürzlich entstanden sind."

Die Miene des Polizisten wurde ernst. Seine fünf Augen starrten ins Leere.

"Auf unerklärliche Weise sind etwa zwei Lichtjahre von Flutsch entfernt drei Monde entstanden", sagte er fast flüsternd. "Kriminelle Elemente behaupten, dort gäbe es einen Planeten namens Blub. Aber dort existiert nur ein Schwarzes Loch. Wer auch immer Ihnen gesagt hat, es gäbe an dieser Stelle einen Planeten, wollte Sie in die Falle locken.

Am besten, ich bringe Sie bis zur nächsten Ampelkreuzung. Dort können Sie sich überlegen, wohin Sie möchten. Halten Sie sich bitte gut fest!"

Mit einem Satz schoss das Surfbrett durch die Weiten des Universums. Ich konnte gerade noch mit einer Hand den Mast des Segels umklammern. Glücklicherweise hielten wir bald wieder. Unglücklicherweise hatte unser Tempo die Mücke nicht im Geringsten beeindruckt.

Tatsächlich schwebte mitten im Weltall eine Ampel herum, den Ampeln irdischer Städte nicht unähnlich. Der einzige Unterschied: Sie wies fünf Farben auf. Außer dem mir bekannten roten, gelben und grünen Licht gab es hier noch ein blaues und ein violettes.

"Nun, in welche Dimension möchten Sie denn?" fragte der Polizist.

"Wir haben fünf zur Auswahl. Die Farben zeigen an, welche Dimension im Moment befahrbar ist. Außerdem müssten Sie mir noch sagen, ob

Sie vorwärts oder zurück möchten. Im letzteren Fall gibt es noch eine zweite Ampel."

Ich konnte den Polizisten kaum verstehen. Die Mücke war einfach zu laut. Hatte er was von fünf gesagt?

Vor meinen beiden süßen Männern hatte ich mal einen Freund gehabt, dessen Lieblingszahl die fünf war. Hatte er aus einem magischen Kultbuch. Jedenfalls ließ er sich mit "Große Fünf" anreden. Einmal im Jahr feierte er fünf Tage lang seinen Geburtstag auf seiner Alm. Man musste immer 555 Stufen hoch kraxeln bis man die Dachgeschosswohnung erreichte, wo die Party stattfand. Dafür wurde man dort mit einer Wiese mit Edelweiß und Enzian und glücklichen Kühen überrascht.

Kann aber auch sein, dass das mit der Wiese und den Kühen nur meiner Phantasie entsprungen ist. Die Mücke machte mich völlig matschig in der Birne.

"Ich möchte vorwärts in die fünfte Dimension", sagte ich und fügte leise hinzu: "Ich hoffe, dass es dort keine Mücken gibt."

"Dann bringe ich Sie am besten zum Bahnhof", sagte der fünfäugige Polizist. "Dort können andere Ihnen weiter helfen. Welches Auge war noch gleich für die fünfte Dimension zuständig?"

"Das fünfte", vermutete ich.

"Pfuschen Sie nicht in mein Handwerk, meine Dame!"

Der Polizist schien nach einer App auf seinem Smartphone zu suchen.

"Genau, so ist es. Ich müsste die Augen Nummer Eins bis Vier schließen. Wusste ich es doch. So etwas vergesse ich nur, wenn ich es eilig habe."

In Erwartung, was da kommen möge, klammerte ich mich wieder am Segel des Surfbretts fest, versuchte dabei aber jeden Körperkontakt zu dem Polizisten zu vermeiden. Irgendwie roch er unangenehm nach Schweiß.

Doch wir bewegten uns gar nicht. Stattdessen wurde das Universum um uns herum milchig weiß.

Das vierte Kapitel gibt einen kurzen Abriss über die Literatur der fünften Dimension

"Sind wir nun auf der Milchstraße?" fragte ich.

"Dumme Frage, da waren wir vorhin!"

"Etwas freundlicher könnten Sie sich schon ausdrücken!"

"Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau. Sie stammen ja vom Planeten Erde. Da muss ich vier Augen zudrücken."

"Das tun Sie doch schon."

"Ja? Ach, genau. Stimmt ja auch."

Um uns herum tauchten alle möglichen Arten von Uhren auf und verschwanden unter uns. Ich kam mir vor wie in einem Uhrengeschäft. Von der billigsten Armbanduhr mit Plastikarmband bis zu vergoldeten Uhren mit Lederarmband war alles dabei. Es folgten Quarzuhren, Wecker, Standuhren, Kuckucksuhren, der Schrei einer Mücke, die nicht von dem Vogel gefressen werden wollte, Sanduhren, Zeichnungen von Sonnenuhren und dazu quäkten telefonische Zeitansagen mit Lautsprecherdurchsagen um die Wette. Unterbrochen nur durch Schläge von Kirchturmuhren.

Es folgte eine Fülle an Kalendern. Die Abreißkalender interessierten mich nicht besonders. Die Bilder der Wandkalender hätte ich gerne näher betrachtet. Am meisten interessierten mich jedoch die Terminkalender. Wollte immer schon mal gerne wissen, wie andere Menschen ihren Alltag verplanten. Aber die Lehrerkalender, Kalender von Managern und Einbrechern rauschten so flink an mir vorbei, dass es mir unmöglich war, einen von ihnen einzufangen. Einen leeren Kalender hätte ich beinahe geschnappt, hätte ihn als Tagebuch für meine absurden Erlebnisse verwenden können, wenn mir nicht im letzten Moment eingefallen wäre, dass ich keinen Stift bei mir trug. Was sollte ich da einen leeren Taschenkalender mit mir herumtragen. Als günstiger würde es sich wahrscheinlich erweisen, alles genau zu beobachten, um es später notieren zu können und Fragen zu stellen, auch wenn es dumme waren.

"Was soll das hier mit den vielen Uhren und Kalendern?" fragte ich also den Polizisten.

"Noch so eine dämliche Frage und ich beantworte Ihnen keine Fragen mehr! Selbst als Erdbewohnerin müssten Sie wissen, dass sich die fünfte Dimension außerhalb der Zeit befindet. Logischerweise fließt

die Zeit also in entgegen gesetzte Richtung ab."

Ich wollte noch fragen: "Wann sind wir endlich da?" ließ es aber lieber. Der Polizist würde ähnlich unwirsch reagieren wie einst meine Eltern, wenn wir mit dem Auto einen Tagesausflug unternahmen.

Der Polizist hatte neben seinem fünften Auge nun auch noch sein zweites Auge in der oberen Reihe geöffnet, mit dem er mich bedrohlich fixierte. Ich wandte den Blick ab und beschäftigte mich lieber mit den Taschenkalendern.

Allmählich wiederholte sich die Prozedur immer wieder. Hatte gedacht, die Kalender der Marsmännchen sähen vielleicht anders aus. Aber außer dass sie grün waren, gab es nichts weiter zu sehen. Hatte mir eine Reise in die fünfte Dimension spannender vorgestellt.

Der Schweißgeruch des Raumpolizisten wurde allmählich unerträglich. Fehlte nur noch die Mücke, aber die hatte sich wohl in die Weiten des Weltalls verzogen. Fragte sich nur wie lange.

Der Kerl sollte mich endlich an diesem gottverlassenen Raumbahnhof absetzen. Andernfalls würde ich ihm mit einer Dienstaufsichtsbeschwerde drohen!

Eine Flut von Geschichtsbüchern flatterte vorbei und löste die Taschenkalender ab. Bücher in allen Sprachen, einige rund oder mit Augen oder mit Armen und Beinen.

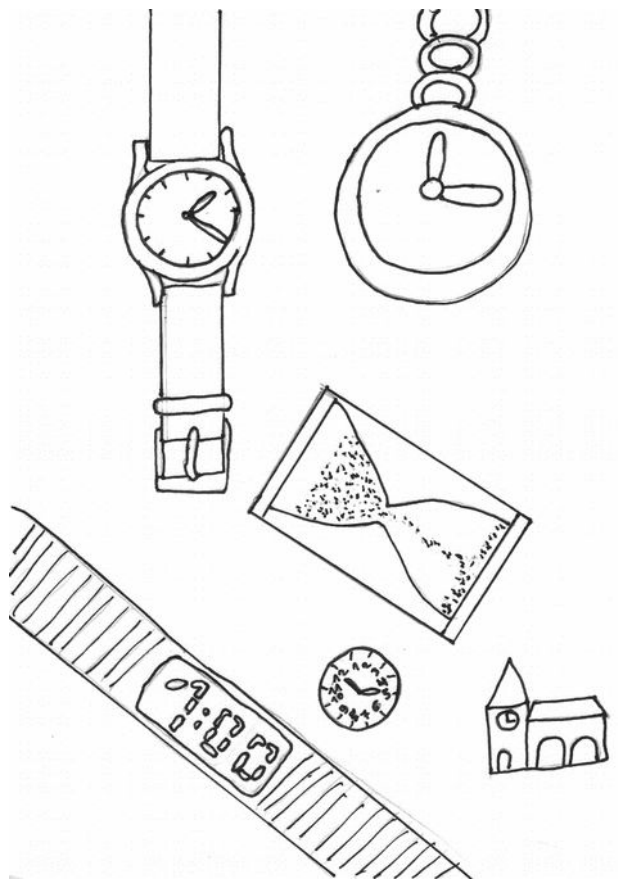
Auf den Titelseiten waren verschiedene Planeten abgebildet. Da gab es also nicht nur Bücher über die Geschichte der Erde, sondern auch über die von Planeten wie Klack oder Flutsch.

"Der Mythos vom Planeten Blub", konnte ich sogar auf die Schnelle einen Titel entziffern.

Wunderte mich, dass ich das alles lesen konnte, bis mir wieder einfiel, dass ich mich mal wieder in einem Traum, Komazustand, Nahtoderlebnis oder was auch immer befand. Kannte ich alles schon von meinem Ausflug zum Planeten Blub im letzten Jahr.

Fragte mich nur, auf welchem Planeten ich dieses Mal landen würde. Vielleicht war er unsichtbar und wir waren längst vorbei gesurft.

Ein Haus flog auf uns zu. Es flog ausnahmsweise mal nicht von uns weg, sondern auf uns zu. Kein Einfamilienhaus, sondern eher eine Art öffentliches Gebäude. Erst als wir auf dem Vorplatz gelandet waren registrierte ich, dass es sich um einen Bahnhof handelte. Soeben wollte ich als rückständige Erdbewohnerin fragen, warum das Gebäude keine Uhr aufwies, als mir wieder einfiel, dass wir uns ja außerhalb der Zeit



befanden. Ich blickte auf meine eigene Armbanduhr. Es gab sie noch. Sie war nicht im Strudel der anderen Uhren davon geflogen. Aber die Zeiger bewegten sich anders als sonst: Der Stundenzeiger bewegte sich im Tempo eines Sekundenzeigers rückwärts, während der Minutenzeiger sich doppelt so schnell vorwärts bewegte. Der Sekundenzeiger hingegen schien still zu stehen. Leise vernahm ich eine Melodie, die mir wie ein Kinderlied klang. Hatte sich die Uhr in eine Spieluhr verwandelt?

„Eine angenehme Weiterfahrt wünsche ich Ihnen noch, gnädige Frau!“ hörte ich noch eine versöhnlich klingende Stimme hinter mir.

Offensichtlich war der Raumpolizist froh, mich endlich los zu werden und ich war es ehrlich gesagt auch.

Nun stand ich also alleine vor einem Bahnhofsgebäude außerhalb von Raum und Zeit. Nirgends waren Gleise zu sehen, nirgends Flüge zu hören. Hätte ich nicht über dem Eingangsportal, das nicht aus Glastüren, sondern aus einem großen Tor bestand, das Wort "Bahnhof" gelesen, so hätte ich das alles für einen schlechten Scherz gehalten. Vermutlich war es auch einer. Der Polizist war mich losgeworden. Die Welt war mich los. Das hatte ich davon, dass ich der Mücke keinen Tropfen von meinem Blut gespendet hatte. So war ich im letzten Jahr nicht im Schwarzen Loch verendet, um nun vor diesem absurden Gebäude irgendwo im Jenseits zu stehen. Originell sah es ja aus. Auf dem Dach ragten fünf Zwiebeltürme in die Höhe: Einer rot, einer gelb, einer grün, einer blau und einer violett. Logisch, die Türme standen für die fünf Dimensionen. Der Wind pffte aus allen fünf Richtungen, nur nicht von unten. Konnte nicht sagen, ob er warm oder kalt war.

Ich suchte nach einem Ortsschild unter dem Schriftzug "Bahnhof". Das einzige, was ich finden konnte, war ein zehnmal zehn Zentimeter großes Blechschild mit der Aufschrift "5. Dimension". Offensichtlich war dies der einzige Bahnhof in...Ja, wo war ich eigentlich?

"Meine Güte, wo bin ich hier bloß?" seufzte ich, ohne eine Antwort zu erwarten.

"In einem Apfel natürlich. Oder hast du auf dem Weg hierher dein Gedächtnis verloren?"

"Wer spricht da?"

"Ich, die Mücke."

"Schön, dass ich nicht so alleine bin", sagte ich in einem Anflug von

Zynismus. "Und was soll ich hier?"

"Na, reingehen. Was sonst?..."

"Gute Idee. Dass ich da nicht selbst drauf gekommen bin!"

"...Und dich endlich von mir stechen lassen."

Ich sprang gegen das Eingangsportal, die schwere Tür gab nach, machte Anstalten zurück zu schwingen, aber ich fand noch in der letzten Hundertstelsekunde eine Lücke zwischen der einen und der anderen Tür und fiel mehr oder weniger hindurch. Drinnen rappelte ich mich auf und stürzte ohne Einzelheiten des Gebäudes wahrzunehmen in den nächsten Verkaufsladen.

Ich sperrte meine Ohren auf: Keine Mücke zu hören.

Ich schlug die Augen auf: Regalreihen voller Spraydosen.

Ich war in einer Drogerie gelandet und offensichtlich die einzige Kundin, denn es war hier gespenstisch still. Aber einen Verkäufer gab es. Sah zwar wie eine Standuhr aus, aber das war mir in diesem Moment völlig egal.

"Entschuldigen Sie", ächzte ich. "Gibt es hier irgendwas gegen Mücken?"

Ein Ast wuchs aus dem Seitenbrett der Standuhr, wurde immer länger und zeigte schließlich auf eine türkisfarbene Spraydose.

"Mücken loswerden, kinderleicht", versprach die Aufschrift.

Schön, so hatte ich wenigstens schon mal ein Problem gelöst. Ich würde also fortan nicht mehr von der Mücke belästigt werden. Nun musste ich nur noch meine anderen Probleme lösen, als da wären:

Die Tatsache, dass ich mich Lichtjahre von der Erde entfernt und dazu noch außerhalb von Raum und Zeit und gleichzeitig in einem Apfel befand.

Dass ich das alles nicht im geringsten verstand und allmählich begann, dem Raumpolizisten zu glauben, wie alle Erdbewohner geistig unterbelichtet zu sein.

Dass ich kein Geld dabei hatte, um das Mückenspray zu bezahlen. Keine Ahnung, ob die fünfte Dimension eine Währung hatte. Vielleicht hätte der Standuhr ein 5-Euroschein gereicht.

Dass ich ohne Geld wohl nicht an das Mückenspray kam und damit wohl kein einziges meiner Probleme gelöst hatte. Ich würde nicht nur den Rest meines Daseins in der fünften Dimension abhängen, begleitet von fünf Problemen, sondern auch noch die Gesellschaft einer angriffslustigen Mücke genießen.

Es sei denn, ja, was denn? Es sei denn, ich würde mal ein wenig meine kriminelle Energie ausleben. Für einen kurzen Moment spielte ich mit dem Gedanken, die Spraydose unbemerkt in meine Hosentasche zu stecken und den Laden wieder zu verlassen. Aber wohin dann?

Ich wusste ja immer noch nicht, wie ich von diesem Bahnhof wegkam. Vielleicht würde es auch reichen, wenn ich mich ein wenig mit dem Zeug einsprühte, so dass die Mücke einfach keinen Bock mehr auf mich hatte, wie man so schön sagte. Ich hatte schon einiges an Erfahrung gesammelt mit unbemerkt in Bahnhofsbuchhandlungen Bücher und Zeitschriften lesen. Dieses Spray auszuprobieren war dagegen eine Kleinigkeit. Also zog ich mich in die hinterste Ecke zurück und drehte mich mit dem Gesicht zur Regalwand. Bis auf einige graue Spraydosen war das Regal leer. Seltsame Namen hatten die Sprays. "Philosophie verstehen oder dumm bleiben", stand auf einer, "Denken oder verblöden" auf einer anderen. Gab es hier Sprays, mit deren Hilfe man intelligenter werden konnte? Dann hätte ich gerne eine Kiste voll mit auf die Erde genommen und auf Versammlungen von Neonazis versprüht. Nun aber musste ich mich beeilen. Dezent sprühte ich mir ein wenig von dem Mückenspray auf den Unterarm. Vielleicht reichte das schon. Es musste reichen, denn im nächsten Moment sah ich einen langen Zweig mit einem Auge an der Spitze auf mich zu wachsen. Er wuchs um mich herum und zog mich zu der Standuhr, von der er ausgegangen war. Nun würde ich ein Donnerwetter erleben.

Es passierte jedoch nichts weiter, außer dass ich von den Zweigen an eine der Seitenwände geschoben wurde, wo ich im Holz Schriftzüge erkennen konnte:

A = Zwei leise, zwei laut

B = Einer leise, zwei laut, einer leise...

In dem Stil ging es weiter das Alphabet durch bis zu:

13 laute Schläge: So ein Blödsinn!

Kaum hatte ich mir das Morsealphabet durchgelesen, als die Standuhr auch schon die erste Botschaft verkündete:

"Dies hier ist ein Buchladen!"

"Vielen Dank für die Auskunft!", murmelte ich. "Aber warum stehen in einem Buchladen Spraydosen?"

Ich musste mich auf die nächste Antwort stark konzentrieren, um sie zu verstehen:

"Man wähle eine Spraydose, betrete den Bahnhofsvorplatz und ver-

sprühe dort ihren Inhalt."

"Und dann kann man das Buch lesen?"

"Dann kann man das Buch erleben."

Hatte ich richtig gehört? Hatte die Standuhr wirklich "erleben" gesagt?

Ein Buch zu erleben, das war sicherlich etwas völlig Anderes als ein Buch lediglich zu lesen. Aus irgendeinem Grund wollte ich plötzlich gar nicht mehr zurück. Abgesehen davon stellte ich mir vor, dass die Bücher wohl damit endeten, dass ich zur Erde zurück kehrte und meinen Männern von meinen Abenteuern erzählte.

Nun musste ich nur noch ein Buch auswählen und das würde schwierig werden. Ich verschwieg der Standuhr lieber mein Laster. Seltsam überhaupt, dass eine Standuhr Inhaber einer Bahnhofsbuchhandlung war. So etwas konnte es nur in der fünften Dimension geben.

"Ich bin ein Zeitgeist!", sagte die Standuhr, so als hätte sie meine Gedanken gelesen.

"Das trifft sich gut", sagte ich. "Ich betreibe nämlich Zeitgeiststudien in Bahnhofsbuchhandlungen."

"Nur zu!", antwortete der Zeitgeist in Form einer Standuhr. "Betreibe nur in Ruhe deine Zeitgeiststudien. Ich habe Zeit."

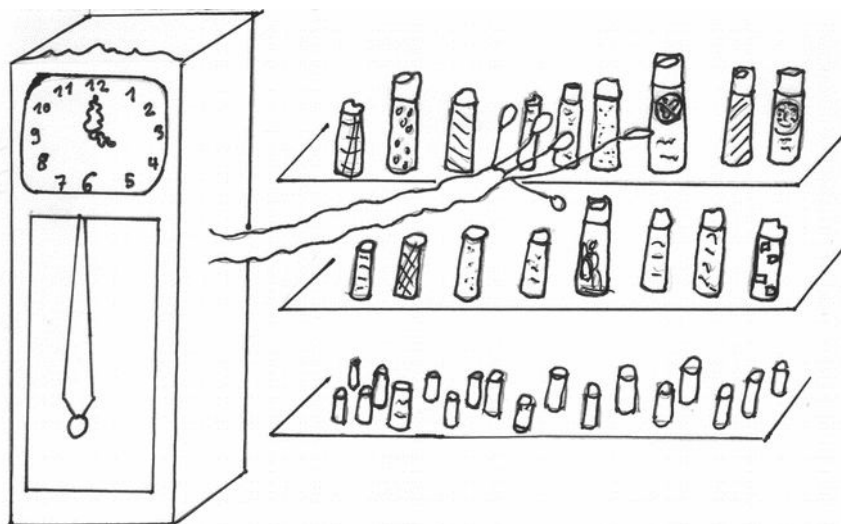
"Und das Mückenspray, ich meine den Ratgeber, wie man Mücken los wird. Wie viel muss ich dafür bezahlen?"

Sofort hämmerten 13 Schläge auf mich ein, so laut, dass ich drauf und dran war, mir die Ohren zu zuhalten. Es folgte eine vergleichsweise leise Bemerkung: "Hier wird kein Buch bezahlt!"

So war das also. Außerhalb von Raum und Zeit gab es kein Geld. Also auch kein nerviges arbeiten müssen, wenn man dazu keine Lust hatte, keine langweiligen Zeitgenossen, die einen mit Fragen nach der Wohnungsmiete und Gesprächen über Steuerklassen anödeten und keine skrupellosen Millionäre, die für ihr Geld über Leichen gingen.

Die fünfte Dimension schien ein paradiesischer Ort zu sein, an den ich gerne für immer ausgewandert wäre. Nur leider bestand sie nur aus einem Bahnhofsvorplatz, einem Gebäude mit Buchladen und einem Zeitgeist. Auf Dauer würde ich mich wohl ein wenig einsam fühlen. Die einzige Möglichkeit hier weg zu kommen bestand also darin, dass ich mir ein Buch, also eine Spraydose aussuchte.

Ich ging die Regale entlang. Zu meiner gnadenlosen Literaturkritik gesellte sich das Problem, dass ich die Bücher erleben würde und ein



Erlebnis sollte gründlich ausgewählt werden. Von Horror und Thrillern musste ich mich also fern halten. Aber diese Art Literatur gab es in diesem Laden auch nicht, wie ich alsbald feststellte. Stattdessen wimmelte es an Ratgebern.

"Sternenstaub weg putzen, leicht gemacht", verhiess eine silbern glänzende Spraydose. Meine Güte, sogar in den tiefsten Tiefen des Universums herrschten preußische Tugenden wie Sauberkeit!

"Techniken des Allsurfens für Anfänger", ein Buch, das der Raumpolizist nötig gehabt hätte. Bei seinem rasanten Fahrstil wäre ich beinahe vom Surfbrett gefallen. Auf der Spraydose war passend dazu eine Figur mit dünnen Armen und fünf Augen auf einem Surfbrett abgebildet. War mir nur nicht klar, wie sie ihren Kurs fand, weil sie alle fünf Augen geschlossen hielt. Wahrscheinlich wollte der Autor, ein gewisser Schampus Hundertwort, damit die Einfachheit dieser Fortbewegungsart demonstrieren.

Passend dazu gab es noch einen zweiten Band, "Allsurfen für Fortgeschrittene" und einen Ratgeber, "Wo finde ich ein schönes Surfbrett?"

"Ohne Erkältung durch den Spiralnebel", verhiess eine Dose. Die Autorin hieß Kalida Kräftig und hatte eine Reihe anderer Gesundheitsratgeber geschrieben, wie "Behandlung von Prellungen gegen Meteoriten" oder "Passende Brillengläser für jedes deiner fünf Augen."

Sogar ein Buch mit dem Titel "Welches Auge brauche ich für welche Dimension und wie erinnere ich mich, welches Auge ich brauche?" gab es.

Wieso gab es hier nur Bücher von Autoren vom Planeten Flutsch?

Vergeblich suchte ich nach Büchern, wie "Unterscheidung von Wasch- und Spülmaschinenklängen für Bewohner vom Planeten Klack und anderswo" oder "Neue Namen richtig ausdiskutieren für Scrabbles."

Stattdessen stieß ich auf einen Ratgeber mit dem Titel: "Wie finde ich die härteste Strafe für ungezogene Bewohner von RTL Minus?"

Auch Bücher von der Erde suchte ich hier vergeblich. Da gab es doch auch allerlei Ratgeber zu Lebensmitteln, Autokauf, Gesundheit, Geldanlage, Beruf, schöner Leben und vielleicht war auf meinem Heimatplaneten auch schon mal jemand auf die Idee gekommen, einen Ratgeber über das Vertreiben von Mücken zu schreiben.

Hatte der Raumpolizist gelogen? Gab es in der fünften Dimension doch mehrere Buchhandlungen? Und warum gab es hier so viele Ratgeber, so verdammt viele Ratgeber? Ich hasste nichts mehr als Rat-

schläge! Zu meinem Glück hatte mir noch nie in meinem Leben jemand den Rat gegeben, nicht auf die Straße zu laufen, wenn sich ein Auto nähert. Ich wäre andernfalls heute nicht mehr am leben.

Aber ein Gutes hatte es, die Entscheidung für ein Buch würde dieses Mal nicht mehrere Tage, sondern nur mehrere Stunden dauern. Ich musste mich nur auf die wenigen vorhandenen Romane beschränken.

Ein flüchtiger Blick auf den Zeitgeist verriet mir, dass er tatsächlich Geduld mit mir hatte. Ich hörte ein gleichmäßiges Ticken. Nichts, was darauf hinwies, dass sein Pendel noch einmal Dreizehn schlagen würde.

Drei Spraydosen hatte ich entdeckt, die mir von ihrer Beschriftung her wie Romane erschienen. Ich nahm die erste Dose hoch.

"Die Verschwörung der Einhörner", verhiess der Titel. Mehr zum Inhalt konnte ich der Beschriftung nicht entnehmen. Es war ja kein Buch wie ich es von der Erde her kannte. Der Inhalt hing sicherlich auch davon ab, was ich erleben wollte. Über den Autor, einem gewissen Philadelphia Phrimm konnte ich etwas mehr erfahren.

"Auf seinen Reisen in die fünfte Dimension gelang es dem Erfolgsautor aus Flutschburg ein Geschichtsbuch über das Mittelalter auf dem Planeten Erde einzufangen. Er unternahm daraufhin eine Reise innerhalb der vierten Dimension und weiter in den ersten drei Dimensionen in Richtung des irdischen Mittelalters. Dieser Roman gibt das reichhaltige Wissen und die Erfahrungen des Autors wider."

Ein Autor vom arroganten Planeten Flutsch, der sich herabließ, sich mit dem Leben auf der Erde zu beschäftigen. So etwas gab es also auch.

Entgegen meiner Gewohnheit beschäftigte ich mich nicht weiter mit den anderen "Dosenromanen", sondern nur noch mit dem Gedanken ins Mittelalter zu reisen. Dann wäre ich zumindest wieder auf der Erde, wenn auch in einer anderen Zeit. Ich nahm also die Spraydose, wog sie in der Hand hin und her und bereitete mich mental auf mein nächstes Abenteuer vor. Ich würde das finstere Mittelalter betreten mit all seinen Kriegen und Seuchen, mit Inquisition und Aberglauben und keinen Toiletten in den Städten. Wollte ich das wirklich?

Ich nahm die Spraydose in die andere Hand und schielte zum Zeitgeist hinüber. Der schwang weiterhin sein Pendel hin und her, wie es jede gewöhnliche Standuhr auch zu tun pflegte.

Es gab damals noch keine Heizung, kein elektrisches Licht, nur Kerzen

und wenn eine umfiel brannte das ganze Dorf lichterloh. Ich nahm die Spraydose in die rechte Hand zurück. Das gleichmäßige Ticken erinnerte mich an die Standuhr bei meinen Großeltern in meiner Kindheit. Mein Großvater, ein gelernter Tischler, hatte sie einst für seine Meisterprüfung gebaut. Vielleicht sollte ich einfach hier bleiben und auf immer und ewig dem Zeitgeist lauschen. Aber würde meine Reise ins Mittelalter wirklich so finster werden? Schließlich enthielt die Spraydose nur einen Roman, den jemand geschrieben hatte und Romane gingen meistens gut aus. Zumindest, wenn der Autor von der Erde stammte. Wie aber ein Autor von einem mir noch unbekannten Planeten aus das irdische Mittelalter beschrieb, das wusste ich nicht. Vielleicht hatte ich Glück und er wusste von der Finsternis des Mittelalters nichts. Eine Sache jedenfalls fand ich immer gut, wenn ich Filme sah, die im Mittelalter spielten: Es gab damals noch keine Autos. Nur weitläufige, unendliche Natur. Genau die richtigen Voraussetzungen, um etwas zu erleben.

Aber war ich auch richtig gekleidet? Fiel ich mit meiner Jeanshose nicht unangenehm auf? Außerdem war ich eine Frostbeule. Die Vorstellung, mich nur an einem Lagerfeuer erwärmen zu können, ließ mich jetzt schon frieren. Ich stellte die Spraydose wieder ins Regal zurück.

"Du verwendest doch wohl kein Mückenspray?"

"Wer hat da gesprochen?"

"Ich, die Mücke."

In Panik ergriff ich die Spraydose mit dem Roman, hastete auf den Bahnhofsvorplatz und versprühte den Inhalt.

Das fünfte Kapitel gibt einen verfremdeten, teilweise symbolisch zu verstehenden Einblick in die Kultur des Mittelalters

Die Mücke tauchte nicht auf. Die Sonne allerdings auch nicht. Um mich herum sah ich immer noch nur finsternes Weltall. Aber der Bahnhofsvorplatz hatte sich vergrößert. Es roch nach frischem Gras. Meine Schritte landeten auf weichem Boden. Ich stand auf einer Wiese.

Ein Mond tauchte am Nachthimmel auf. Ein Mond, nicht mehrere. Das erhöhte die Wahrscheinlichkeit, dass ich wirklich auf der Erde war.

Das Mondlicht fiel auf einen Wald im Hintergrund. Ein mittelalterlicher Wald sicherlich, in dem man sich, wenn man mit der Kutsche unterwegs war, vor Räubern fürchten musste.

Menschen näherten sich. Sie trugen Bretter und Stangen mit sich. Räuber waren das wohl nicht. Zwei Personen trugen ein Brett und legten es in einiger Entfernung auf dem Boden ab. Sie entfernten sich und kamen bald mit einem zweiten Brett. Erst jetzt entdeckte ich nicht weit von mir entfernt einen Bretterstapel. Ich drehte mich um. Das Bahnhofsgebäude war verschwunden. Stattdessen lagen hier zahlreiche Bretterstapel. Wurde hier eine Bühne aufgebaut? Ein Roman, der mir als Theaterstück vorgeführt wurde? Irgendwie passte mir das nicht, wollte ich doch in dem Roman mitspielen.

Vielleicht sollte ich einfach höflich fragen, ob ich mithelfen konnte. Vielleicht konnte ich dann auch mitspielen.

"Kann ich euch beim Tragen helfen?" fragte ich einen jungen Mann. Wie ich im Mondlicht erkannte, war er mit einer Jeanshose bekleidet und sah auch sonst nicht aus, als würde er im Mittelalter leben.

"Zuerst muss der Erzähler den Roman beginnen lassen", sagte der junge Mann und wies mit der Hand auf eine Gestalt, die mühsam versuchte einen Regiestuhl auseinander zu klappen.

"Wir haben nicht mehr viel Zeit. Bis zum Sonnenaufgang müssen wir die Ständegesellschaft und das Hochmittelalter aufgebaut haben. Der Erzähler glaubt wohl, wir wären auf seinem Heimatplaneten, wo die Bewohner den Aufgang der Sonne selber bestimmen können."

"Halt die Klappe, Kevin!" brüllte der Erzähler. Erst jetzt sah ich, dass er fünf Augen hatte und einen Anzug trug, der dem des Raumpolizisten ähnelte.

"Ich wollte nur mal darauf hinweisen", sagte Kevin.

"Nun halt schon endlich die Klappe von diesem verdammten Stuhl!" schimpfte der Erzähler. "Sieben Augen sehen bekanntlich mehr als fünf."

"Dies gehört übrigens alles noch nicht zur Handlung des Romans", wandte sich der Erzähler an mich.

"Dann kann ich ja mithelfen", sagte ich und half einer jungen Frau, die sich mit „ich bin die Lisa“ vorstellte, beim Tragen der Tische und einiger Gerüstbauteile.

"Es war noch früh auf der Erde. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und das Hochmittelalter hatte noch nicht begonnen", hörte ich ei-

nige Minuten später den Erzähler vorlesen.

"Ob das Hochmittelalter allein von irdischen Menschen aufgebaut wurde oder ob sie Hilfe von Bewohnern anderer Planeten bekamen, geht aus den Geschichtsbüchern nicht hervor."

"Ja, darf ich nun mitspielen oder nicht?"

Ein ebenfalls junger Mann, dessen fünf Augen ihn als Bewohner des Planeten Flutsch zu erkennen gaben, stand unschlüssig vor einem Stapel Klapptische.

"Wir können hier jeden gebrauchen!", rief Lisa ihm zu.

"Hauptsache wir bekommen das Hochmittelalter rechtzeitig fertig, bevor das gemeine Volk anrückt."

"Aber es ist doch sehr wahrscheinlich, dass Bewohner von Flutsch beim Aufbau des Hochmittelalters maßgeblich beteiligt waren", fuhr der Erzähler fort.

Der Boden war schon bald komplett mit Holzplanken bedeckt. Immer mehr Leute kamen dazu. Bis auf den Erzähler und dem einen Mitarbeiter kamen alle von der Erde. Alle trugen Jeans, Cordhosen, Rollkragenpullover und Armbanduhren.

"Die Ständegesellschaft wird da vorne aufgebaut. Den Markt bauen wir drum herum", wies Kevin einen neuen Mitarbeiter ein.

Mir kam ein Verdacht: Ich hatte in meinem Leben auch schon manchen mittelalterlichen Markt besucht. Konnte es sein, dass der Autor nicht das echte Mittelalter, sondern einen Mittelaltermarkt des beginnenden 21. Jahrhunderts besucht hatte?

Ich erinnerte mich wieder an den Text auf der Sprühdose. Von einer Reise des Autors ins Mittelalter war dort die Rede gewesen, aber auch von einem Geschichtsbuch. Ich war nicht in einen Roman gereist, der das historische Mittelalter abbildete, sondern in ein Mittelalter nach der Wahrnehmung eines Außerirdischen, der das irdische Mittelalter aus nur zwei wahrscheinlich wenig zuverlässigen Quellen kannte.

"Die Ständegesellschaft wird knifflig", sagte Lisa in diesem Moment. „Die vielen Etagen aufzubauen, ohne dass alles zusammenbricht, ist eine echte Herausforderung."

Mit unseren Letzten Kräften hatten wir nach gefühlten drei Stunden, wenn man in einer Dimension ohne Zeit in Stunden rechnen durfte, alle Etagen fertig. Um die Marktstände hatten sich mittlerweile andere Kollegen gekümmert. Ja, ich nenne sie Kollegen, denn ich hatte mich schnell daran gewöhnt, dass mein Ausflug in den Roman wohl

mit einem Arbeitseinsatz begann. Zu gespannt war ich darauf, was ich wohl in meiner selbst aufgebauten Welt erleben würde, wenn sie auch von jemand anders geschrieben wurde.

"Um den Abbau brauchst du dich heute Abend übrigens nicht zu kümmern", bemerkte Lisa. "Das macht das Team vom Spätmittelalter."

Soweit ich es richtig verstanden hatte, lebte im Dachgeschoss der Kaiser, darunter alle sonstigen Adligen und darunter der Bischof auf einem Thron sitzend mit den Priestern um sich herum. Das Geschoss darunter, was die erste Etage bildete, teilten sich die Kaufmannsgilden und ins Erdgeschoss würde das gemeine Volk einziehen.

"Wo ist eigentlich das Kellerloch und das morsche Brett?", fragte Kevin hinter vorgehaltener Hand an Lisa gewandt. Offensichtlich sollte ich da was nicht mitbekommen, hatte es aber trotzdem gehört.

"Überlass das mal dem gemeinen Volk!", zischte Lisa ihm zu. "Und nun lass uns lieber gehen!"

Sie drehte sich zu mir um.

"Möchtest du nicht auch lieber gehen?"

"Wohin?"

"Aufs Surfbrett, um weiter zu reisen."

"Ach, nö!"

"Aber das gemeine Volk rückt gleich an."

"Ich habe nichts gegen einfache Menschen."

"Wie du willst."

Ich schaute mich um. Der Rest des Bautrupps war schon verschwunden. Erst jetzt sah ich zwei Surfbretter an einem Baum stehen. Wahrscheinlich hatte ich sie vorher wegen der Bretterstapel nicht gesehen. Kevin und Lisa nahmen jeder ein Surfbrett, hielten mit einem Arm das Segel fest, mit dem anderen das Brett, nahmen Anlauf und sausten, während sie sich auf ihr Brett schlangen, hinauf in den Himmel.

Ich beschloss, mich auf dem mittelalterlichen Markt umzusehen. Die Ständegesellschaft war mir zu wacklig, außerdem wusste ich nicht, wo ich mich dort einordnen konnte.

Die Marktstände und die dort angepriesenen Dinge waren nichts Neues für mich: Selbst hergestellte Seife, bunte Kerzen, Holzfiguren, Kräuterkissen, das Übliche eben.

"Meine werten Recken und Edelfräulein, ich bitte um ein wenig Handgeklapper für die beiden Raufritter Ruprecht und Wieprecht. Sie werden gleich ein wenig miteinander raufen", hörte ich eine Stimme nicht

weit von mir.

Während ich darüber nachdachte, ob sich der Autor beim Lesen seiner Geschichtsbücher verlesen hatte, weil es doch Raubritter und nicht Raufritter hieß, ertönte mit einem Mal ein Gejohle und Gekreische. Es war jedoch nicht das Publikum der beiden Raufritter.

"Das gemeine Volk!" schrie ein Bauer, der an einem Stand seine Ernte verkaufte.

"Ach, was", sagte die Seifenherstellerin von nebenan. "Das ist nur der Kaiser mit seinem Gefolge."

"Werte Dame, dürfen wir den roten Teppich über dem Dache eures Marktstandes ausrollen, damit unsere Durchlauchtheit, der Kaiser, in seiner Sänfte darüber getragen werden kann?" wurde sie im nächsten Moment von einem holden Jüngling mit Pumphose und meterlangen Schnabelschuhen gefragt.

"Lauch und Senf gibt es hier nicht", antwortete die Händlerin. "Und einen Teppich brauche ich nicht."

"Werte Dame, Eure Antwort entzückt mich", sagte der Adlige. "Ich werde mein Glück bei Euren Nachbarn versuchen."

Der Bauer verließ seinen Marktstand, fiel auf die Knie und flehte um Erbarmen:

"Gleich werden der Bischof und seine Priester hier vorbei kommen und wie am gestrigen Tage den Zehnten von mir verlangen. Zieheth nur in die oberste, für euch reservierte Etage der Ständegesellschaft ein, aber verschont mich bitte!"

Dieses Theater wurde selbst mir zu absurd, obwohl ich auf dem Planeten Blub schon einiges an Absurditäten erlebt hatte. So nahm ich all meinen Mut zusammen und bat um Auskunft.

"Warum wünscht Eure Durchlauchtheit über die Dächer der Marktstände getragen zu werden, wo es auch am Boden möglich wäre?" fragte ich und hoffte, die Durchlauchtheit nicht beleidigt zu haben.

"Das ist unser neuester Trendsport", verfiel der Diener mit einem Mal in einen eher saloppen Jargon. "Wir Adligen ernähren uns von gekochten Schwänen und so mancher gebratene Pfau ist auch dabei. Deshalb müssen wir etwas für unsere Figur tun. Also heben wir unseren werthen Kaiser über die Marktstände."

"Dort drüben sind auch noch einige unbesetzte Marktstände", sagte ich und zeigte auf drei Stände neben der Bühne der Raufritter.

Ich warf einen kurzen Blick auf den Kaiser. Er sah nicht gerade sport-

lich aus, eher rund wie ein Ballon.

"Unsere Majestät ist natürlich vom Sportprogramm ausgenommen", erklärte mir der Diener in den Schnabelschuhen. "Je schwerer er wird, desto sportlicher bleiben wir. Sagt er zumindest. Aber wir müssen uns beeilen, damit wir rechtzeitig in die oberste Etage einziehen, bevor der Klerus ihn uns streitig macht. Ich höre schon sein Gebell."

Was hatte ich mir unter jenem Klerus gemäß der Phantasie eines Außerirdischen vorzustellen? Ein bellender Priester? Bellende Bischöfe?

"Lauf, Klerus! Beeil dich! Beiß dem Kaiser ins Bein!", hörte ich eine Stimme hinter mir.

Ein Bischof in einem langen Gewand mit Brokatstickereien eilte an mir vorbei. In der rechten Hand hatte er einen Kampfhund mit blutunterlaufenen Augen an seinen Hirtenstab gebunden. In der linken Hand schwenkte er ein Weihrauchkännchen hin und her, dessen Inhalt mich veranlasste mir die Nase zu halten zu müssen. Wenn Weihrauch ranzig werden konnte, so war dies mit jener Weihrauchsorte geschehen. Der Bischof blickte in alle Richtungen und stellte sodann fest, dass der Kaiser schon über alle Berge, genauer gesagt über alle Marktstände getürmt war.

"Stillgestanden!", brüllte er eine Horde Männer in schwarzen Talaren an. Der erste blieb abrupt stehen, so dass der zweite ihm in den Rücken fiel und letztendlich zehn Priester der Reihe nach umkippten wie eine umgekehrte Kettenreaktion.

"Los, auf, Marsch!", befahl der Bischof seinen Hintermännern.

"Links um! Seht ihr den Kaiser und sein Gefolge?"

"Nein, unser werter geistiger Vater", kam die Antwort im Chor.

"Dann Abteilung rechts um! Seht ihr nun den Kaiser?"

"Nein, unser werter geistiger Vater!"

"Da er nicht hinter uns weilt, so kann er uns nur wieder zuvor gekommen sein", schlussfolgerte der Bischof. "Wieder hat er die höchste Stufe unserer Ständegesellschaft erklommen. Wird Zeit für einen klerikalen Krimi! Möge der Herr mir verzeihen, aber ich muss einen Fluch loswerden: Himmelherrgottsakramentkruzifixverfluchtnochmal!"

So, das war's. Nun geht es mir schon besser. Wenn auch am heutigen Tage unsere Chance vertan ist, die Höchsten im Hochmittelalter zu sein, so befehle ich euch, als nächstes dafür zu sorgen, dass nicht auch noch die Bauern und die Handwerker die zweite Stufe erringen. Ihr wisst, was zu tun ist."

"Eine Frage noch", meldete sich der erste Priester zu Wort, der immer noch etwas zerkrautsch aussah, nachdem neun andere Priester auf ihn gefallen waren. "Sollen wir denen ein Achtel wegnehmen oder ein Neuntel?"

"Dass du das aber auch nie begreifst, den Zehnten sollen sie uns geben!"

"Also ein Zehntel? Aber das ist doch viel zu wenig. Wären ein Achtel oder ein Neuntel nicht besser?"

"Papperlapapp, acht oder neun sind weniger als zehn. In die schöne Kunst der Mathematik scheinst du wohl noch nicht eingeweiht zu sein! Und nun lass uns schnell unseren Zehnten holen und in die zweitbeste Etage einziehen, ehe die Kaufmannsgilde sie uns noch streitig macht."

"Das wird sie nicht", sagte ein anderer Priester. "Habe gehört, die sind einkaufen gegangen, für den Kaiser. Nicht auf diesem Markt, sondern auf einem anderen, der preisgünstiger ist."

"Na, gut", brummte der Bischof. "Dann lass uns nun endlich unseren Zehnten eintreiben. Klerus, zeig was du kannst!"

Klerus gab sogleich ein bedrohliches Knurren von sich und zog an der Leine bis er, der Bischof und sein Priesterteam vor dem Marktstand der Getreidebauern standen.

"Den Zehnten her oder Klerus beißt zu!" drohte der Bischof.

"Ich bin in meinem Marktstand vor Hundebissen geschützt", sagte der Bauer.

"Du glaubst nicht, wie einfach Klerus das Holz durchbeißen kann!"

"Wenn es nur der Zehnte ist, den sollt Ihr haben, Hochwürden."

"Ich bin nicht der Papst. Wage es nicht mich mit Hochwürden anzureden. Hochwürden ist schuld daran, dass wir immer noch nicht in der obersten Etage leben. Streitet sich zwar gern mit dem Kaiser, ist aber nicht in der Lage, ihn eine Etage nach unten zu schubsen."

"Dann also Tiefwürden?"

"Das möchte ich überhört haben!"

"Wie soll ich Euch denn anreden?"

"Mit Eure Majestät, der Bischof, der den Thron des Kaisers verdient hat."

"Also, Eure Majestät, der Bischof, der sich vom Trottel von Kaiser in nichts unterscheidet." Die letzten Worte sagte er so leise, dass der Bischof sie nicht hören konnte.

Klerus fletschte bedrohlich die Zähne. Beim Anblick des Geifers, der



über seine gelben Eckzähne lief, war mir danach, mich auf diesem Markt nach einer Tube Zahnpasta für Hunde umzusehen.

Mit zitternden Händen nahm der Bauer einen Sack in die Höhe und schüttete einen Haufen Getreidekörner aus.

"Nun werde ich Eurer Majestät, dem Bischof, jedes zehnte Korn überreichen", verkündete er sodann.

Der Bischof verdonnerte seine Priester zum Zählen. Ausgenommen von dieser Tätigkeit war der nicht in die schöne Kunst der Mathematik eingeweihte Priester. Er bekam die Aufgabe zugeteilt, Futter für Klerus zu organisieren.

Die Zählerei interessierte mich nicht weiter. Ich wollte mich auf dem Markt umsehen, vielleicht ein Gespräch mit dem mathematisch angeblich so unbegabten Priester beginnen, aber ich kam nicht mehr dazu.

"Das gemeine Volk rückt an!" hörte ich mit einem Mal den Bischof schreien.

Hinter mir rückte eine Horde johlender Piraten an, angeführt von einem Bewohner des Planeten Flutsch, von dessen fünf Augen zwei mit Augenklappen bedeckt waren. Sie warfen die Marktstände um, brachen dem Bischof den Hirtenstab durch und fesselten Klerus mit seiner Leine. Das Tier jaulte und winselte. Zum ersten Mal tat mir der Hund leid. Außerdem dachte ich mir, es wäre endlich an der Zeit mal in die Romanhandlung einzugreifen. Deshalb war ich so gemein und befreite die gefesselte Kreatur. Spontan stimmte die Horde ein Indiangergeheul an.

"Sperrt sie ein! Sperrt sie ein!", johlten sie.

Das ging noch eine ganze Weile so weiter, so dass mir Zeit blieb zu flüchten.

Geradewegs steuerte ich auf das Hochmittelalter zu, stolperte dabei über manchen umgekippten Marktstand und hörte hinter mir das Gecläff von Klerus. Das undankbare Vieh sah mich offensichtlich ebenso als Beute wie das gemeine Volk es auf mich abgesehen hatte.

"Brav, Hundchen. Da vorne läuft dein Fresschen."

Solche und ähnliche Bemerkungen musste ich mir gefallen lassen, während ich keuchend das Erdgeschoss der Ständegesellschaft erreichte.

Verzweifelt versuchte ich mich in Sicherheit zu bringen. Sollte ich den Kaiser oder den gottverdammten Bischof darum bitten, mich zu be-

schützen?

Leider hatte ich keine Kraft mehr nach oben zu klettern. Also rannte ich ziellos auf der untersten Ebene hin und her. Was knarrte und knackte es dort so verdächtig?

Konnte ich mich nicht drum kümmern. Der fünfüßige Pirat hatte soeben die Ständegesellschaft erreicht. Ich verzog mich nach hinten. Vielleicht gab es dort eine Leiter, die nach oben führte. Fehlanzeige!

Also half es nur auszuweichen. Der Pirat sprang auf die Bretter, welche die Welt bedeuteten. Zumindest die des Hochmittelalters. Die Bretter knackten bedenklich. Ich sprang zur Seite. Die Bretter knackten lauter.

Eine gemeine Frau, die mit einer Totenkopffahne wedelte, sprang ebenfalls auf die Bühne.

Die Bretter knackten noch lauter.

Ich sprang mit einem Satz nach hinten.

Die Bretter knackten lauter als alle Bretter zusammen und im nächsten Moment erfuhr ich, dass die unterste Ebene nicht wirklich die unterste Ebene war.

Das sechste Kapitel behandelt den literarischen Aspekt einer Protagonistin, die in Bedrängnis gerät

Nein, ich war nicht auf dem Planeten Blub gelandet, folglich auch nicht in ein Schwarzes Loch gefallen. Ich hatte bei den Bauarbeiten am Grundgerüst der Ständegesellschaft lediglich übersehen, dass darunter eine Baugrube ausgehoben worden war.

Um mich herum fühlte es sich ziemlich eng an. Ich kam mir vor wie eine Sardine in der Büchse.

Über mir fing es an zu regnen. Oder war das etwa gar kein Regen?

"Sie ist noch unter uns!" hörte ich jemanden über mir sagen. "Wir sind das Letzte, sie ist das Allerletzte, der allerletzte Untermensch. Leute, macht mit, bespuckt sie!"

Am liebsten hätte ich: „Ihr seid wirklich gemein!“ gerufen, aber das wusste das gemeine Volk doch längst.

"Ich habe eine bessere Idee: Wir reißen ihr die Haare aus", hörte ich von oben.

Reflexartig zog ich den Kopf ein und stieß mit dem Rücken die Wand hinter mir um. Es handelte sich bei jener Wand offensichtlich nur um ein paar aufeinander geschichtete Steine.

Hinter mir begann ein Gang. Ich war im Keller der Ständegesellschaft gelandet. Ich lauschte auf die Reaktion des gemeinen Volks, hörte jedoch nichts. Offensichtlich wollte sich keiner von ihnen auf Kellerniveau herab begeben. Nun konnte ich endlich meine wohl verdiente Verschnaufpause einlegen.

"Ssssss!"

"Oh, nein! Bitte verschone mich!"

"Wenn du mir nur ein winziges Tröpfchen von deinem Blut gibst."

"Da oben sind sehr viele, die du stechen kannst."

"Die sind aber alle so gemein. Die hauen mich tot."

"Aber ich lasse dich leben? Woher willst du wissen, dass ich so sanftmütig bin?"

"Das hat mir dein Verhalten gegenüber dem Hund gezeigt. Du liebst Tiere über alles, auch solche, die dich ärgern."

Das hatte ich nun von meiner Gutmütigkeit. Sogar in der Tierwelt hatte ich den Ruf einer Mutter Teresa.

Ich würde also diese Mücke am Leben lassen. Trotzdem musste ich sie irgendwie verscheuchen. Hatte ich nicht in dem Buchladen außerhalb von Raum und Zeit einen Ratgeber gegen Mücken gefunden?

Probierhalber rieb ich die Stelle an meinem Arm, die ich eingesprüht hatte.

Eine kleine Rauchwolke bildete sich, die rasch größer wurde. Ich hörte jemand leise husten.

"Gibt es hier etwa keine Rauchmelder?!" fragte die Mücke.

"Der Wurm hat mir erzählt, dass die ab Juli 2016 in jedem Haushalt gesetzlich vorgeschrieben sind."

"Wir sind aber nicht im Jahr 2016. Wir befinden uns hier im Mittelalter."

Immer noch hütelnd flog die Mücke davon. Ich hatte es tatsächlich geschafft sie loszuwerden. Aber ich hatte mich zu früh gefreut.

Die Rauchkringel entwickelten sich zu einem überdimensionalen Stutenkerl, der, wie sollte es anders sein, fünf Augen hatte.

Der Stutenkerl zog an seiner Pfeife, die einen Teil seines Rauchs absorbierte und in der nächsten Sekunde wieder auswarf.

"Meine Dame, Sie möchten also wissen wie man eine Mücke fängt?"

"Danke der Nachfrage, aber die Mücke ist schon weg."

Der "Stutenkerl" nahm noch einen tiefen Zug aus seiner Pfeife.

"Die Mücke ist weg? Dann ist es am günstigsten, wenn Sie eine Fahn-
dung einleiten, um die Mücke zu fangen. Vielleicht hat sie Spuren hin-
terlassen, verdächtige Indizien."

"Mein Herr, die Sache mit der Mücke hat sich erledigt!"

"Aber wer wird denn so schnell aufgeben? Vielleicht gibt es Hinweise
aus der Bevölkerung, Personen, welche die Mücke gesehen oder ge-
hört haben. Günstig wäre es, wenn Sie zunächst einmal ein Phantom-
bild der Mücke anfertigen."

"Hier unten habe ich nichts zu malen. Sonst würde ich ein Ölportrait
in Öl von dem Tier anfertigen", sagte ich voller Zynismus.

"Wissen Sie denn, wo die Mücke oft verkehrt? Oder haben Sie Hinwei-
se auf die Familienverhältnisse, in der die Mücke lebte? War sie viel-
leicht verheiratet?"

"Oh ja, das war sie! Leider hat der Ehemann sie betrogen und da ist
sie der Trunksucht verfallen. Reicht das als Zeugenaussage, damit Sie
verschwinden?"

"Das ist schon mal ein interessanter Hinweis. Wichtige Informationen
würde außerdem eine Tonbandaufnahme ihrer Summgeräusche lie-
fern. Da wir diese nicht haben, frage ich Sie: Wie klang das Summen?
Vielleicht Tssss? Oder Bssss?"

Das hörte sich schlimmer an als die Mücke im Original. So gut es bei
der Enge möglich war kroch ich den Gang entlang bis ich vor einer mit
Eisen beschlagenen Truhe stand. Nicht im Geringsten dachte ich beim
Anblick der Truhe an einen Schatz. Ich sah sie einfach nur als eine
Möglichkeit diesen Quälgeist einzusperren.

"Hat die Mücke vielleicht summ summ gemacht? In diesem Fall war es
keine echte Mücke, sondern eine Biene, die sich als Mücke getarnt
hat."

Ich klappte den Deckel der Truhe hoch. Anstelle von Gold konnte ich
nur ein paar Stofffetzen erahnen, soweit die Dunkelheit es zuließ.

"Es gibt jedoch einen seltenen zweiten Fall."

Der Flaschengeist, der einer Spraydose entstammte schwebte genau
über der geöffneten Truhe. Ich nutzte den Augenblick und warf den
Deckel zu. Geschafft, Klappe zu, Affe tot.

Was roch es hier so verräuchert? Zu früh gefreut! Aus einer Ritze
zischte der Rauch hervor und hatte bald wieder seine ursprüngliche

Stutenkerlform erreicht.

"Im zweiten Fall kann es auch schon mal vorkommen, dass eine Mücke sich durch Summgeräusche als Biene tarnt", belehrte mich der Ratgeber.

Noch einmal klappte ich den Deckel der Truhe hoch, stieg hinein und ließ ihn fallen, wobei ich mir fast eine Beule am Kopf geholt hätte. Egal, Hauptsache ich war den Quälgeist los. Eine Weile hörte ich mir noch sein Gequäke an, dann verschwand er und ich nahm mir vor, in Zukunft die eingesprühte Stelle an meinem Arm nicht mehr zu berühren.

Völlig erschöpft hielt ich ein kurzes Nickerchen. Zwar musste ich die Beine anziehen, aber der Stoff fühlte sich kuschelig an. Irgendwann war es mir dann doch zu stickig. Ich hob den Deckel wieder an und schnupperte, um zu testen, ob die Luft rein war. Kein Rauch. Ein wenig neugierig war ich schon, was diese viel versprechende Truhe verbarg. Zwischen einigen von Motten zerfressenen Lumpen ertastete ich etwas, das sich wie ein Kleid anfühlte. Ich probierte es an. Denn ich wollte doch gerne ein vollwertiges Mitglied des Romans werden. Vielleicht hätte sogar das gemeine Volk mehr Respekt vor mir, wenn ich nicht mehr so aussah, als würde ich zum Aufbauteam gehören. Und wenn nicht, was noch eher zu vermuten war, so konnte ich, vorausgesetzt das Kleid war fein genug, mich unter die Edelleute aus dem Dachgeschoss mischen.

Das Kleid erwies sich als fürchterlich eng, besonders in der Taille. Eine Wespentaille hatte ich nun wirklich nicht. Außerdem reichte mir der Rock nur bis wenige Zentimeter oberhalb der Knie. Ein mittelalterlicher Minirock also oder ein Beweis dafür, dass die Menschen damals einfach kleiner waren. Ähnlich verhielt es sich mit den Ärmeln. Egal, da musste ich durch, denn ich hatte auch schon eine Idee, wie ich das gemeine Volk auf meine Seite ziehen konnte.

"Hör mal, ich hab da eine Idee!", sagte ich zu der gemeinen Frau mit der Totenkopffahne, die an der Stelle Wache schob, wo ich eingebrochen war.

"Du kommst hier nicht raus! Du kommst hier nicht raus!" zischte sie wie eine züngelnde Schlange.

"Ich möchte mich an euren Gemeinheiten beteiligen."

"Du elendiger Wurm willst bei uns mitmachen? Noch nie durfte sich

ein Untermensch unter das gemeine Volk mischen."

"Warum sollte ich nicht die Erste sein?"

Ein Hieb mit der Fahnenstange ließ mich den Kopf einziehen, so wie sich eine Schildkröte unter ihren Panzer zurückzieht.

"Ihr seid überhaupt nicht gemein!" rief ich aus meinem Unterschlupf.

"Ihr seid viel zu lieb. Traut euch noch nicht einmal den Kaiser zu ärgern. Wäret ihr wirklich ein gemeines Volk, so würdet ihr euch an die Großen und Mächtigen wagen. Aber dazu seid ihr wohl zu feige!"

"Hast du das gehört, gnadenloser Zweifünftelpirat?" rief meine Bewacherin nach hinten. "Das Stück Dreck schlägt vor den Kaiser zu ärgern"

"Wenn das Stück Dreck den Kaiser ärgern möchte, wieso nicht? Sie soll dann aber auch dafür gerade stehen, falls es ihr nicht gelingt."

"Wenn sie sich bei dem Kaiser einschleicht, so brauchen wir es nicht zu tun", sagte meine Bewacherin. "Sie könnte den Hund auf den Kaiser hetzen."

"Oder warten bis der Hund sein Geschäft gemacht hat und das Zeug dem Kaiser auf den Thron legen."

Gnadenloser Zweifünftelpirat prustete vor Lachen.

"Ich habe eine bessere Idee", sagte meine Bewacherin. "Demnächst soll, so wie ich es vernommen habe, doch wieder der Papst vorbei kommen. Bisher haben die beiden sich immer darüber gestritten, ob die Erde eine Kugel oder eine Scheibe ist. Das ist nämlich das einzige Thema, zu dem unserem dummen Kaiser Argumente einfallen. Unsere Gefangene müsste ihm ein neues Thema vorschlagen, eines wo es mal wieder so richtig heftigen Streit zwischen dem Papst und dem Kaiser gibt. Das kann der Kaiser nämlich überhaupt nicht leiden."

"Und woher das Thema nehmen?"

"Lass uns das in der Dreifelderwirtschaft ausdiskutieren. Aber dazu müssen wir erst mal die Gefangene frei lassen."

Die Dreifelderwirtschaft befand sich ein wenig außerhalb des Marktes und der Ständegesellschaft. Dort, wo vorher noch das Bahnhofsgebäude gestanden hatte. Das musste wohl irgendwann, als ich noch mit dem Aufbau der Ständegesellschaft beschäftigt gewesen war, verschwunden sein.

Das gemeine Volk war erst kürzlich in die Ständegesellschaft eingezogen und setzte sich aus Piraten und Wegelagerern zusammen. Meine beiden Bewacher erklärten mir, dass wir die gesamte Nacht zum Pläne

schmieden nutzen könnten, da die Ständegesellschaft in der Nacht vom Team des Spätmittelalters abgebaut und erst am nächsten Morgen wieder aufgebaut wurde. Sie wussten nicht viel über den Kaiser. Hatten nach ihrem Einzug in die untere Etage, aus der sie zuvor die dort lebenden Bauern vertrieben hatten, nur zwei Streitgespräche zwischen dem Papst und dem Kaiser vernommen, deren Lautstärke offensichtlich ihr eigenes Gegröle übertönt hatte.

Im ersten Gespräch hatte der Papst argumentiert, die Erde sei eine Scheibe. Der Kaiser hatte dagegen gehalten, die Erde sei eine Kugel. Dann hatte der Papst wohl ein Gesellschaftsspiel hervor geholt mit einem Plan von der Erde. Hatten sie alles aus dem Dialog heraus gehört. Für so helle hätte ich meine Bewacher nicht gehalten. Jedenfalls war dem Kaiser wohl eine Spielfigur vom Spielbrett gefallen. Daraufhin hatte der Papst gesagt:

"Das ist der Beweis. Wenn man von der Erde herunterfallen kann, dann muss die Erde eine Scheibe sein!"

Der Kaiser hatte daraufhin angefangen zu heulen. Denn, dass er im Unrecht war, das konnte er überhaupt nicht verkraften.

Beim nächsten Zusammentreffen hatte der Papst wiederum behauptet, die Erde sei eine Kugel.

"Das kann nicht sein!", hatte der wütende Kaiser geschrien. "Schließlich ist es doch möglich, dass eine Spielfigur von einer Weltkarte herunter fallen kann."

Er sagte es in einem Tonfall, dass man glauben konnte, ihm sei diese Idee zuerst gekommen. Aber der Papst konterte, er sei von der Erde weg auf einen anderen Planeten gezogen. Auf dem Planeten Flutsch seien die Bewohner hundertmal intelligenter als auf der Erde und von dort oben könnte man den Planeten durch ein Fernrohr als Kugel sehen.

Wieder stimmte der Kaiser ein Geheul an, das sich so jämmerlich anhörte, dass sogar die gemeinsten Mitglieder des Gemeinen Volks ein wenig Mitgefühl für den Kaiser entwickelt hatten, das jedoch nicht lange angehalten hatte.

Ich hatte, inspiriert durch mein neues Kostüm, schon etwas länger die Idee gehabt, mich als Hofdame in der oberen Etage vorzustellen.

Meine Wächter fanden die Idee genial für so ein Stück Dreck wie mich. Und dabei blieb es. Wie ich den Kaiser noch einmal zu einem Treffen mit dem Papst bewegen konnte, das musste ich mir wie alles weitere

alleine überlegen. Denn meine Begleiter hatten schon bald einige Liter Bier intus und waren zu betrunken um unsere Pläne auszudiskutieren.

Das siebte Kapitel erläutert eine Variante des klassischen Konflikts zwischen Papst und Kaiser in einem verfremdeten Mittelalter

Vorsichtig kletterte ich die Leiter hinauf, von Podest zu Podest. Das Kläffen von Klerus versuchte ich zu ignorieren, als ich an der vorletzten Etage angelangt war.

Der Bischof und die Priester beachteten mich nicht weiter. Mit meinem Kleid schien ich also durchaus in die oberste Etage zu passen.

Als ich einen ersten Blick auf die Edelleute warf, fiel mir auf, dass der Kaiser viel mehr Gefolge hatte, als ich vorher wahrgenommen hatte.

Eine Kammerzofe kämmte mit einem goldenen Kamm die Mähne, ein Stiefelknecht bemühte sich verzweifelt, ihm die Stiefel auszuziehen, zwei Putzfrauen wuselten mit Staubwedeln an dem Kaiser herum und kamen dabei oft dem Diener, der mit dem Fächer wedelte, in die Quere. Noch chaotischer wurde es als zwei weitere Putzfrauen die Idee hatten, der Thron müsste mal wieder entstaubt werden und ein Diener ein Tablett mit Essen vorbei brachte.

Ich beschloss, mich in einer anderen Ecke umzusehen. Zwei Ritter brüsteten sich gegenseitig damit, wer die schwerste Rüstung habe.

"Bei den nächsten Ritterspielen mache ich dich platt!", kündete der eine an und stülpte sich über seinen Helm noch einen zweiten, größeren.

"Von wegen!", rief der andere, der nach seinen dicken Beinen zu schließen zwei Metallhosen übereinander gezogen hatte. "Wenn du erst mal die Lanze von Raufritter Lanzentod zu spüren bekommen hast...".

Er griff nach einer Lanze, kippte aber vorher unter der Last seiner Rüstung zusammen. Der andere tat es ihm gleich. Ein an seiner Narrenkappe eindeutig erkennbarer Hofnarr betrachtete die beiden kopfschüttelnd.

"Das kommt vom vielen Wettrüsten", kommentierte er. "Wie wäre es mal mit abrüsten?"

"Hofnarr, du bist nicht witzig!", stöhnte Ritter Lanzentod. "Der Kaiser sollte dich entlassen!"

"Entschuldigung", schaltete ich mich ein. "Ich möchte mich hier als Hofdame bewerben. Weiß jemand von euch, ob noch eine Hofdame gesucht wird?"

"Oh, ja", sagte der Hofnarr. "Jeden Samstag führt Hedy, genannt die Klumpfüßige, ein Hofdamen-Casting durch."

Ich starrte den Hofnarren verdutzt an.

"Wenn du allerdings das Damespiel beherrschst, so könnte dir der Laufsteg erspart bleiben", setzte der Hofnarr seine Rede fort.

"Das Damespiel?"

"Das Brettspiel 'Dame' ist ein Volkssport in der Mongolei. Dort war unser Kaiser auf einer seiner vielen Reisen und dort hat Dschingis Khan ihm das Spiel beigebracht. Nun sucht er eine Hofdame, die Dame spielen kann. Sie darf das Spiel jedoch nicht perfekt beherrschen, denn der Kaiser möchte gewinnen."

Da war ich nun genau die richtige Kandidatin. Ich hatte das Spiel vor einigen Jahren mal mit Sherlock gespielt, kannte aber nicht mehr die genauen Regeln.

Der Kaiser war völlig hin und weg als ich ihm anbot mit ihm Dame zu spielen, dass er überhaupt nicht nach meiner Herkunft fragte.

"Ich habe lange auf eine Dame gewartet, die mit mir Dame spielt", verkündete er mir. "Ich brauche dieses Spiel wie die Luft zum Atmen."

Obwohl es einige Jahre her war, dass ich zuletzt Dame gespielt hatte, so konnte ich mich doch noch erinnern, dass wir keine gegnerischen Spielsteine rückwärts übersprungen hatten.

"In der Mongolei wird das Spiel anders gespielt", erklärte mir der Kaiser.

Wenige Minuten später hatte er die Partie gewonnen.

"Ich hab gewonnen! Ich hab gewonnen!" triumphtierte er wie ein Fünfjähriger.

Nach einigen Spielrunden war ich am Rande des Nervenzusammenbruchs. Es fehlten nur noch die Mücke und der Ratgeber. Doch ich nutzte die Gelegenheit und brachte meinen Vorschlag ein: "Ich könnte Eurer Majestät helfen, auch bei der nächsten Diskussion mit dem Papst zu gewinnen", druckste ich ein wenig herum.

"Ist die Erde also doch eine Scheibe?"

Nach gefühlten acht Stunden sah der Kaiser endlich vom Spielbrett auf.

"Eure Majestät hat es nicht nötig, sich vom Papst Themen vorgeben zu lassen", sagte ich. „Mein Vorschlag wäre, ihm ein Tier zu präsentieren, das er selbst auf dem Planeten Flutsch noch nie gesehen hat. Es geht um das Einhorn. Ich habe letzte Nacht eins gesehen. Solch ein Tier wird es auf dem Planeten Flutsch garantiert nicht geben."

"Ein Einhorn?"

In den höchsten Tönen schilderte ich meine Begegnung mit dem Tier:

„Seine Erscheinung war so zart, lieblich und lind.

Ich sah es und freute mich wie ein Kind.

Sein Fell glänzte im Mondlicht wie die Sterne.

Leider sah ich es nur von Ferne.

Sein langer Schweif war weiß wie Schnee.

Vor Entzücken tat mir das Herz so weh.

Es war ein edles, stolzes Ross.

Solch Anblick ich noch nie genoss.

Und dann das Horn so lang und dünn.

Kein Bildhauer bekäme so was hin."

Der Kaiser ließ sich sogleich von einem seiner vielen umher wuselnden Diener einen Bogen Papier und Tusche geben und bat mich, eine Zeichnung von dem Tier anzufertigen. Das war gar nicht so einfach, ohne zu klecksen.

Der Kaiser betrachtete meine Zeichnung und lächelte.

„Solch ein entzückendes Geschöpf habe ich wahrlich noch nicht gesehen. Welch ein reizender Anlass für eine Diskussion! Morgen wird der Papst noch einmal vorbei kommen und dann werde ich mit ihm darüber diskutieren, ob es das Einhorn wirklich gibt und wenn er es nicht glaubt, so habe ich den Beweis."

Er hielt das Papier hoch, so als wollte er das Einhorn seinem Dienstpersonal zeigen. Jedoch schien keiner seiner Diener sich dafür zu interessieren.

Bis zum Abend musste ich mit dem Kaiser Dame spielen, bis endlich das Team des Spätmittelalters anrückte und mich erlöste. Keine Ahnung, wo die Figuren der Handlung die Nacht verbrachten. Einige Angehörige des gemeinen Volks trafen sich in der Dreifelderwirtschaft, die auch nachts stehen blieb. Der Rest verschwand wahrscheinlich wieder in der Spraydose, aus der er gekommen war. Zuletzt sah ich

nur noch den Erzähler, der in seinem Regiestuhl sitzend verkündete: „Und für den nächsten Tag hatte der Kaiser sich vorgenommen, den Papst endgültig zu besiegen.“

Ich legte mich auf die Wiese, um zu nächtigen. Für den nächsten Morgen nahm ich mir vor, wieder beim Aufbau mitzuhelfen. Ich wollte Lisa und Kevin fragen, wie ich hier weg kommen konnte. Die Geschichte wurde mir allmählich zu heikel. Außerdem sehnte ich mich zurück zu meinen süßen Männern. Aber die tauchten nicht auf. Stattdessen leistete mir mal wieder die Mücke Gesellschaft.

"Was war das gestern bloß für ein dämliches Gespenst, das mich da vertreiben wollte?" fragte die Mücke. Sein Rauch war wirklich ekelhaft, aber durch solch ein wenig Gestank lasse ich mich nicht unterkriegen!"

"Na, warte!" rief ich und rieb an meinem Arm, in der Hoffnung der Ratgeber würde diesmal in etwas größerer Gestalt in Erscheinung treten und somit die Mücke endgültig verjagen.

"Da ist er ja schon wieder!" rief die Mücke und suchte zu meiner Freude das Weite.

Nun hatte ich wieder den Ratgeber am Hals. Was für eine dumme Angewohnheit von mir, immer das Denken auszuschalten sobald ich in Bedrängnis geriet!

Der Ratgeber schien mir wahrhaftig größer als beim letzten Mal. Logisch, er hatte im Freien ja auch mehr Platz als im Kellergewölbe.

„Lektion Zwei“, setzte er sogleich seinen Endlos-Monolog fort, ohne dass ich ihn darum gebeten hätte. „Wenn Sie die Mücke gefangen haben, so gibt es einige geschickte Kampfsporttechniken, mit deren Hilfe Sie die Mücke überwältigen können. Da wäre zunächst der Flügelheber. Sie packen die Mücke am rechten Flügel, ziehen sie einmal um 360 Grad um sich herum und geben der Mücke, wenn sie gar nicht mehr damit rechnet, einen Schlag auf die Nase.“

Ich hätte gern dem Ratgeber einen Schlag auf die Nase gegeben, aber wie macht man das bei einer Rauchwolke?

"Eine andere Möglichkeit wäre der Beinheber. Man fasse die Mücke an ihren beiden Hinterbeinen und drehe sie auf den Rücken. Sodann nehme man ein Haar und fessle die Beine zusammen. Es gibt aber auch noch den Rüsselheber. Dazu fasse man die Mücke an ihrem Stechrüssel...".

Die Stimme des Ratgebers ignorierend glitt ich ins Reich der Träume,

träumte im Zelt zu liegen und mich an Sherlock und den Un-Zenni zu kuscheln. Eine mindestens zehn Zentimeter lange Schnecke kroch über das Zelt.

Als ich aufwachte war der Ratgeber verschwunden, das Aufbauteam des Frühmittelalters allerdings auch.

Schnurstracks kletterte ich die Leiter hinauf, welche mich in die oberste Etage der Ständegesellschaft führte.

„Geben Sie es doch zu, Majestät!“ hob der Papst an. „Nicht nur das Tier, auch die werthe Dame, welche das Tier erblickt haben soll, sind Erfindungen.“

„Da ist sie aber doch“, sagte der Kaiser und zeigte auf mich. „Dies ist die Künstlerin, welche dieses wundervolle Geschöpf Gottes porträtiert hat.“

Der Papst ignorierte mein Kommen und wandte sich der Zeichnung zu. Stirnrunzelnd betrachtete er jedes Detail des Einhorns und drehte dabei die Zeichnung in alle Richtungen.

„Das sieht doch jeder, dass dieses Pferd vor einen Baum gelaufen ist und sich eine Beule geholt hat“, konstatierte er.

„Hochwürden, solch ein glänzendes Horn, so gülden schimmernd, funkelnd kann niemals entstehen, wenn ein Pferd einen Baum übersieht.“

Der Kaiser kam allmählich ins Schwitzen. Obwohl das gemeine Volk mich beauftragt hatte, den Kaiser zu ärgern, tat er mir gegenüber dem arroganten Papst irgendwie leid.

„Ich kann es bezeugen, dass ich das Tier gesehen habe“, sagte ich. „Sonst hätte ich es nicht zeichnen können.“

„Es gibt eine Leg-Ente, sogar eine Heiligen-leg-Ente“, sagte der Papst. „Ein Pferd mit einem Horn hat es jedoch nie gegeben.“

Bevor ich es überhaupt registrieren konnte, hatte der Papst sein Surfbrett geschnappt und war ins Weltall gerauscht. Wenig später kam er zurück und warf dem Kaiser ein Smartphone zu, das auf dem Damebrett landete.

„Falls Majestät in den nächsten sieben Tagen noch solch ein Tier erblickt, so möge er ein Photo davon machen und mich damit besuchen oder seine Assistentin zu mir schicken!“ rief er und schwang sich wieder auf sein Surfbrett.

„Einen Moment, Hochwürden! Wie funktioniert dieses rätselhafte Kästchen?“

„Oh, Entschuldigung! Ich, Hochwürden, hatte vergessen, dass die

Menschen auf der Erde noch im Mittelalter leben."

Noch einmal sprang der Papst vom Surfbrett und erklärte dem Kaiser das zauberhafte Gerät. Ich schaute genau hin, da ich auch als Mensch des beginnenden 21. Jahrhunderts nicht auf dem neuesten Stand der Technik war.

Kaum war der Papst endgültig davon gerauscht, als der Kaiser auch schon hemmungslos zu weinen begann. Drei Diener eilten mit Taschentüchern herbei.

„Ich habe verloren, endgültig“, schluchzte er. „Niemals werde ich dem Kaiser die Existenz des Einhorns beweisen können.“

Während ich noch überlegte, was ich dem Kaiser erwidern könnte, weil ich befürchtete, dass auf sein Geheul schon bald ein fürchterlicher Zorn auf mich folgen könnte, galoppierte mit einem Mal ein schneeweißes Einhorn vorbei. Es war nicht viel größer als ein Kaninchen und ich musste etwas näher herangehen, um es zu photographieren. Kaum war es weiter galoppiert, man könnte aufgrund seiner geringen Größe auch sagen gehoppelt, als ich auch schon dem Kaiser aufgeregt das Display zeigte.

Im Nu versiegt seine Tränen und er schaute mich mit strenger Miene an. Von seiner soeben noch gezeigten Sensibilität war nichts mehr übrig.

„Bist du noch nicht weg?!“

„Mir fehlt noch ein Surfbrett“, stammelte ich.

Das achte Kapitel erläutert die Problematik der Zweckentfremdung des Medaillons als Navigationsgerät

Der Kaiser schnippte mit den Fingern und im nächsten Moment hatte ein Diener, der nicht mit den Taschentüchern beschäftigt war, ein Surfbrett für mich geholt. Ein anderer hingte mir ein Amulett um den Hals, das mir als Navi dienen sollte und mich gleichzeitig vor bösen Kreaturen schützen sollte.

Na, immerhin etwas, wenn der Kaiser schon das Wort "danke" nicht zu kennen schien!

„In einer Woche, auf die Minute genau sieben Tagen, bist du beim Papst gewesen und mit ihm wieder hier. Andernfalls werde ich dich

dem gemeinen Volk zum Fraß vorwerfen und ich werde dafür sorgen, dass es sich auf meine Seite stellt!"

Das war in der Tat eine Bedrohung. Das gemeine Volk wollte ich lieber nicht wieder sehen, hatte ich denen doch vorgeschlagen den Kaiser zu ärgern und nun musste ich ihm dienen. Da würden die mich bestimmt nicht mehr ernst nehmen und wieder wie bisher auf mir herum hacken.

So schwang ich mich also auf das Surfbrett, fiel einige Male Herunter, verlor immer wieder das Segel und sehnte mich nach einem Surflehrer oder besser noch wieder in der Bahnhofsbuchhandlung bei der Standuhr zu sein oder noch besser, einfach wieder zwischen meinen süßen Männern aufzuwachen. Nachdem mir das Segel wieder einmal runter gefallen und fast in den Weiten des Weltalls in einer mir unbekannten Sonne verbrannt wäre, legte ich es auf das Surfbrett und mich bäuchlings oben drauf.

„Au, wie soll ich dir den Kurs ansagen, wenn du mich platt drückst?“ sagte das Amulett.

„Entschuldigung, wusste nicht, dass du auch ein Lebewesen bist“, murmelte ich.

„Außerdem weiß ich nicht, wie man solch ein Surfbrett steuert“, sagte ich schon etwas lauter.

"Das kann ich dir auch nicht sagen", maulte das Navi. „Hast du dazu keine Ratgeber-Spraydose gefunden?"

"Doch, aber ich bin nicht auf die Idee gekommen, dass ich mal ein Surfbrett steuern muss."

„Da hättest du dich drauf einstellen müssen. Wird dir alles in "Das Universum für Anfänger" erklärt."

„Habe ich in der Eile in dem Laden nicht gefunden. War damit beschäftigt wie man sich gegen eine Mücke wehrt."

"Gut, dass du mich auch noch wahrnimmst!"

Das war nicht das Navi, sondern die Mücke. Wenn man vom Teufel spricht...

Obwohl er mir beim letzten Mal gehörig auf die Nerven gegangen war, rieb ich doch wieder an meinem Arm und der Ratgeber erschien.

"Die Mücke wird gleich verschwinden", sagte der Ratgeber. „Sie hat Angst vor Drachen."

Dann löste er sich in Luft auf.

Was sollte dieses Orakel? War der Ratgeber krank? Normalerweise

nervte er mich mit seinem Redeschwall. Warum nun diese Einsilbigkeit?

Hatte ich eigentlich das Smartphone mit dem Photo von dem Einhorn noch dabei? Sonst würde diese Reise ohnehin nichts bringen. Ich sah unter dem Segel nach und fand es schließlich in meiner Hosentasche.

In diesem Moment machte es "kawumm" und ich war auf irgend so einem bescheuerten Planeten gelandet, wo mich ein schuppiger, etwa fünf Meter Schulterhöhe messender Drache blöde anstarrte.

„Los, Navi! Du kannst doch böse Kreaturen vertreiben!" forderte ich das Amulett auf.

„Aber keine Drachen."

„Wie, keine Drachen?!"

„Auch sonst keine bösen Kreaturen. Mit Ausnahme von Einhörnern."

„Einhörner sind doch nicht böse."

„Manche schon, aber eher gegenüber anderen Einhörnern."

Da hatte ich wieder etwas Neues gelernt, nutzte mir nur leider nicht viel, wenn ich einem Drachen gegenüber stand. Nun war mein Erfindergeist gefragt.

„Drachen bringt man zum Lachen", sagte mir eine spontane Eingebung.

Ich erzählte dem Drachen sämtliche Witze, die ich kannte. Aber die Bestie war offensichtlich humorlos oder sie verstand meine Witze nicht. Der Drache lachte nicht, er brüllte nur, was irgendwie heiser klang. Rauch schoss aus seinem Maul und seinen Nüstern, aber nicht viel Feuer.

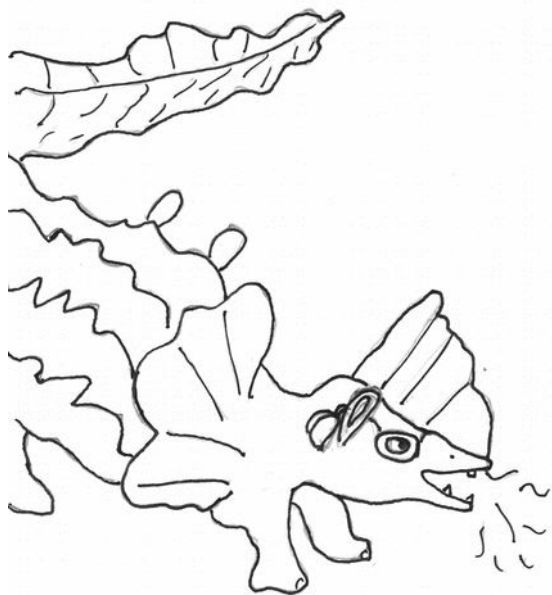
Ich hob einen Zweig vom Boden auf, denn Bäume gab es durchaus auf diesem Planeten und kitzelte den Drachen damit. Das Tier brach zusammen, röchelte noch einmal und war tot.

Oh! Das hatte ich nicht gewollt. Wenn ich in meiner Wohnung eine Spinne entdeckte, so nahm ich stets ein Blatt Papier und setzte das Tierchen aus dem Fenster. So hatte ich auch nur vorgehabt, den Drachen zu besänftigen, nicht aber ihn zu ermorden. Vielleicht gab es hier noch mehr Drachen, die mich vor Gericht bringen würden.

Ich wartete, aber kein anderer Drache erschien. Stattdessen tauchten sieben Jungfrauen auf, die um das tote Tier einen Reigen bildeten, tanzten und sangen:

„Der Drache ist tot, der Drache ist tot. Vorbei ist unsere große Not."

Dann fielen sie vor mir auf die Knie und huldigten mir, weil ich so



heldinnenhaft das Ungeheuer getötet hatte. Irgendwie war mir die Sache peinlich.

Zu meinem Glück erschien noch eine achte Jungfrau, die ich nicht mehr als jung bezeichnen konnte und sagte: „Kinder, was soll der Blödsinn? Der Drache wäre ohnehin bald gestorben. Er lag doch schon so lange im Hospiz.“

War ich nun eine Heldin oder nicht?

Die gleiche Frage hatte ich mir schon mal auf unserem Heimatplaneten Erde gestellt. Vor einigen Jahren hatte ich mal ein fernes Land besucht, in dem es in politischer Hinsicht, wie soll ich sagen, drunter und drüber ging. Wie das so ist in solchen Ländern, gab es dort auch Menschen, die aus politischen Gründen eingesperrt waren. Ich besuchte sie, es war ein Empfang, der mich heute noch zu Tränen rührt. Am nächsten Tag gab es in der Hauptstadt eine Großveranstaltung, auf der darüber gesprochen wurde, dass der neue Präsident mit dem Gedanken spielte, einige Gefangene frei zu lassen, um mit ihnen über Reformen im Land zu verhandeln. Ich trat ans Mikrophon und sagte, dass ich das auf jeden Fall gut fände, weil ich die Gefangenen kenne und so nett finde.

Am nächsten Tag erfuhr ich, dass mein Redebeitrag im Fernsehen jenes Landes übertragen worden war. Wusste ich vorher nicht, sonst hätte ich die Sache mit dem Mikrophon wahrscheinlich sein gelassen, wollte ich doch nicht auch noch eingesperrt werden.

Jedenfalls wurden zwei Wochen später wirklich einige Gefangene freigelassen. Bis heute verhandeln sie und ich hoffe inständig, dass etwas Gutes dabei heraus kommen möge. Vielleicht tritt gar der Präsident zurück und überlässt einem von den netten ehemaligen Gefangenen die Präsidentschaft.

Jedenfalls weiß ich bis heute nicht, ob es an meinem Fernsehauftritt gelegen hat, dass es zu den Verhandlungen gekommen ist. Es würde aber meinem Ego sehr schmeicheln. Ich hätte letztendlich nicht nur einige Gefangene, sondern ein komplettes Land befreit. Könnte mein neues Hobby werden, Länder zu befreien, so wie andere Briefmarken sammeln. Und dann war da noch die Geschichte mit dem Planeten Blub, den ich umgekrempelt hatte. Nützte mir nur in diesem Augenblick wenig, weil ich so ein dämliches Smartphone zu einem Papst bringen musste, der irgendwo in den Weiten des Weltalls verweilte.

Es half nichts, ich musste weiter.

„Flieg erst mal von hier weg!“, gab mir das Navi den Rat, auf den ich selbst auch noch gekommen wäre.

Ziellos kurvte ich die nächsten Tage und Stunden, schwierig meine Zeit im All in Tage und Stunden einzuteilen, an Monden, Planeten, gelben Zwergen, roten Riesen und manchmal auch blauen Trollen vorbei, eine Gattung, die von irdischen Astronomen bislang noch nicht entdeckt wurde.

„Sind wir in der Nähe vom Planeten Flutsch?“ fragte ich unterwegs immer wieder das Amulett.

„Sieht nicht so aus.“

„Woher weißt du, dass das nicht so ist?“

„Denke ich mir einfach mal so.“

In solchen Momenten hätte ich es am liebsten vom Hals gerissen und in die Weiten des Alls geschleudert. Aber ich wollte doch noch wissen, ob das Navi nicht doch noch zu irgendetwas zu gebrauchen war.

Der nächste Planet, dem wir nicht ausweichen konnten, war ein Wasserplanet. Kein Land in Sicht, vom Nordpol bis zum Südpol nur Ozean.

An und für sich für ein Surfbrett besser geschaffen als das Weltall. Leider verlor ich bald wieder das Gleichgewicht. Das Wasser war nicht kalt, hatte eher Badewannentemperatur. Dummerweise breiten sich bei solch angenehmen Temperaturen die Quallen schnell aus.

„Achtung Quallen!“, warnte mich das Amulett.

Endlich hatte es sich mal als nützlich erwiesen.

So gut es mir ohne Taucherbrille gelang versuchte ich einen Blick unter die Wasseroberfläche zu werfen. Die Quallen waren noch einige Meter entfernt, ihre Tentakel berührten mich jedoch schon fast.

„Amulett, zeig doch wenigstens mal ein Bisschen Einsatz!“ stöhnte ich.

„Wenn dir zu den Drachen ein passender Spruch eingefallen ist, so wird dir das wohl auch bei den Quallen gelingen“, ermunterte mich das Amulett.

Solch ein schlechtes Navigationsgerät mit noch schlechterem Schutzzauber war mir noch nie untergekommen. Vielleicht lag es auch nur daran, dass ich auf der Erde kein Auto fuhr, weil ich keinen Führerschein besaß und es zudem auf der Erde keine Amulette mit echtem Schutzzauber gab.

„Quallen darfst du nicht gefallen“, murmelte ich schon ziemlich matt. Irgendwie war mir trotz meiner sonst so großen Abenteuerlust in diesem Moment nicht danach Abenteuer zu erleben. Ich streckte den

Quallen die Zunge heraus, um ihnen gemäß meinem Spruch nicht zu gefallen. Die Quallen schien das wenig zu beeindrucken. Im Gegenteil, eine schleuderte ihre Tentakel aus dem Wasser empor um meine Zunge zu umwickeln.

Ich rümpfte die Nase, zog die Stirn kraus, nichts half. Die Feuerquallen waren schon so nah gerückt, dass das Wasser um mich herum ihre Flammen nicht mehr abzuhalten vermochte. Oder war mir schon so heiß, dass ich anfang Seemannsgarn zu erzählen?

Im letzten Moment erinnerte ich mich an eine Apothekenzeitschrift für Kinder, in der ich zu Zeiten, als ich noch zu dieser Zielgruppe gehörte, von einem Wettbewerb in Grimassen schneiden gelesen hatte. Der Gewinner hatte ein so genanntes Nussknackergesicht gezeigt.

Ich schob die Unterlippe über die Oberlippe, rümpfte die Nase, kniff die Augen zusammen und zog die Stirn kraus. Ich konnte die Quallen zwar nicht mehr sehen, aber ihre Hitze dennoch spüren. Auch ohne Thermometer erkannte ich, dass diese zunahm. Also noch ein Versuch! Wieder nichts!

In letzter Sekunde, ich spürte schon einige brennende Tentakel an meinem Bein, gelang es mir, mit dem Kinn die Nasenspitze und mit der Nasenspitze die Stirn zu berühren. Mit einem undefinierbaren Zischlaut wichen die Quallen ins weite Meer hinaus. Augenblicklich wurde mir so kalt als sei das Wasser mit Eiswürfeln gespickt. Zu meinem Glück schwamm das Surfbrett in nächster Nähe herum. Zu meinem Unglück hatte ich das Smartphone verloren. Das schlummerte nun irgendwo auf dem Grund des Meeres. Demzufolge konnte ich meinen Besuch beim Papst vergessen. Allmählich hatte ich das Weltall ohnehin satt und wollte nur noch zur Erde zurück. Da ich mich nicht auf die Navigationskünste des Amuletts verlassen konnte, ließ ich mich, nachdem ich es endlich geschafft hatte, von der Wasseroberfläche weg zu gleiten, einfach durchs All treiben. Irgendwo musste ich doch einen einigermaßen zivilisierten Planeten finden oder zumindest eine Ampel, die mich in die Dimensionen Eins bis Drei zurückführen konnte. Notfalls musste ich irgendwen fragen. Einen Außerirdischen, der mir den Weg zur Erde beschrieb: Am dritten Mond des nächsten Wasserplaneten rechts vorbei, den Sternenhaufen links liegen lassen und dann die nächsten hundert Lichtjahre einfach geradeaus. So oder ähnlich würde ich den Weg finden und meine beiden süßen Männer endlich wieder knuddeln können. Vorerst musste ich es mit dem Amulett vorlieb neh-

men, das seit unserem Abflug von dem Wasserplaneten recht einsilbig geworden war.

„Gibt es denn irgendwelche wilden Tiere, die du, abgesehen von Einhörnern noch vertreiben kannst?“ fragte ich mehr aus Langeweile.

„Ja“, antwortete das Amulett.

„Und welche Wesen sind das?“

Das Amulett kam nicht mehr dazu zu antworten und das lag an mir. Unter uns tauchte nämlich eine Landschaft mit Bäumen auf. Ohne dass ich noch weiter darauf geachtet hatte, näherten wir uns einem zivilisierten Planeten, was mich zum Jubeln und Kreischen veranlasste. Wo es Bäume gab, da gab es sicherlich auch menschenähnliche Wesen.

Wir flogen tiefer und ich konnte im Schein der zu diesem Planeten gehörenden Sonne erkennen, dass dieser Wald unendlich groß war.

Allmählich kamen mir Zweifel, ob es hier wirklich menschenähnliche Wesen gab, denn die hätten den Wald schon längst gerodet. Vielleicht aber gab es hier sogar Bewohner, die intelligenter waren als Menschen.

Das Surfbrett verfring sich in einem der Bäume, das Segel fiel durch die Baumkrone und blieb auf dem Waldboden liegen und das Amulett verhedderte sich dermaßen, dass es mich mit seinem Band beinahe erwürgt hätte.

Mühsam drehte und wendete ich das Amulett und brach dabei einige Zweige ab, um das Band nicht zu beschädigen. Wo war eigentlich die Mücke geblieben? Normalerweise gab es im Wald recht viel Ungeziefer. Aber ich wollte lieber keinen Gedanken an sie verschwenden. Sonst tauchte sie womöglich noch wieder auf.

Statt Mückengesumme hörte ich das Klappern von Hufen. Ich bog einen Ast beiseite, um freie Sicht zu haben und dann sah ich es: Ein weißes Mustang! Gab es die nicht eher in der Prärie?

Ein zweiter Blick ließ mich den näher kommenden Mustang genauer betrachten. In der Nähe der Nüstern trug er ein goldenes Horn. Ja, es glänzte wirklich golden in der durch die Bäume scheinenden Sonne und bewies mir, dass es hier wirklich keine menschenähnlichen Wesen gab, denn die hätten längst zur Jagdsaison auf solch ein Tier angestossen.

Das Einhorn ächzte und keuchte beim Rennen. Gab es hier doch einen Jäger aus Kurpfalz?

Ich hasste Jagdlieder, hatte ich doch mal ehrenamtlich in der Singrunde eines Seniorenheims Kaffee ausgeschenkt. Aber ich konnte keinen Grünrock sehen. Das Hufgeklapper wurde immer lauter. Dann sah ich eine Horde von mindestens fünfzig Einhörnern, die offensichtlich hinter dem ersten her rannten. Ihre Hörner waren nicht golden, sondern grau, gewöhnliches, mattes Grau. Man musste nicht Psychologie studiert haben, um das Motiv zu erkennen, das die Horde der Grauhörner dazu veranlasste hinter dem Goldhörnchen her zu rennen. Die stolzen Rösser waren schlicht und einfach neidisch. Was hatte mir noch das Amulett erzählt? Es konnte Einhörner verjagen?

„Hilf mir doch bitte!“ vernahm ich ein zartes Stimmchen von unten.

Das Goldhörnchen hatte kehrt gemacht und rannte auf den Baum zu, auf dem ich saß.

Die Horde der Grauhörner rückte unaufhörlich näher. Auch sie waren außer Atem. Ich konnte ihr Ächzen und Schnaufen hören und ihren Schweiß riechen. Auch wenn Einhörner märchenhaft aussehen, märchenhaft riechen tun sie deshalb noch lange nicht.

„Now it is your turn!“ rief ich dem Amulett zu und hielt es in Richtung der Herde, denn es sollte schließlich nicht das Goldhörnchen verschrecken.

„Ich kann kein Englisch“, sagte das Amulett.

„Was kannst du überhaupt?!“ rief ich. „Vertreib endlich die verdammten Biester!“

„Auch das kleine mit dem goldenen Horn?“

„Das natürlich nicht.“

„Okay, I will do my best!“

Konnte das verdammte Amulett also doch Englisch und obendrein konnte es gut lügen.

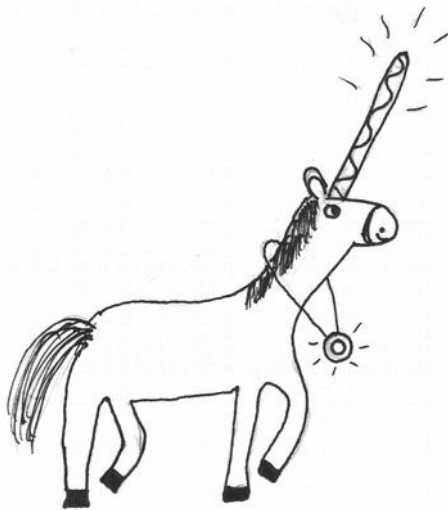
Ein Geheul wie von einer Sirene ging sogleich von ihm los, dazu ein Flackern von grünem Licht. Die Herde stob in Panik auseinander.

Das Goldhörnchen lehnte sich erschöpft an den Baumstamm und schluchzte. Es veranlasste mich, den Baum hinunter zu klettern. Das Surfbrett klemmte ich zwischen zwei Ästen ein.

„Hast du die anderen verjagt?“ fragte es mich sogleich. „Die ärgern mich nämlich immer.“ „Ja“, sagte ich und hörte wie das Amulett einen nur für mich vernehmbaren Zischlaut abgab.

„Genauer gesagt, dieses Ding da.“

„Ich bin kein Ding“, zischte das Amulett.



„Also, dieses Amulett hat mir geholfen, deine Verfolger zu vertreiben“, erklärte ich dem Einhorn.

„Oh, dieses Ding hat das getan?“

„Genau, dieses... dieses Amulett.“

„So eins hätte ich auch gerne. Weißt du, die anderen Einhörner sind so gemein zu mir. Die rufen mir immer so Sprüche nach wie: „Ein Goldhörnchen findet niemals ein Körnchen.“

Oder sie begrüßen mich mit: „Na, du wandelnde Goldmine?“

In Wirklichkeit sind die nur neidisch, weil ich solch ein schönes, goldenes Horn habe.“

Mobbing unter Einhörnern. Was es doch nicht alles gab!

Spontan kam mir endlich mal wieder eine wirklich gute Idee.

„Du kannst das Ding, ich meine natürlich das Amulett, haben“, schlug ich dem Goldhörnchen vor.

„Oh, ja! Danke!“ rief das Einhorn.

Wieder hörte ich ein Zischen, aber das war mir auch egal. Hauptsache, ich war den Quälgeist endlich los. Die Mücke und der Ratgeber gegen Mücken waren auch schon lange nicht mehr aufgetaucht. Der Tag versprach schön zu werden. Voller Energie schwang ich mich auf den Baum zurück und fühlte mich dabei wie Tarzan im Dschungel. Dann sauste ich auf dem Surfbrett davon.

Das neunte Kapitel verlegt die Odyssee von Homer an einen anderen Schauplatz mit anderen Protagonisten

Papst und Kaiser waren mir mittlerweile völlig egal. Mich zog es eher in den Buchladen zurück. Auch ein Spraydosenroman musste doch irgendwann einmal enden. Endete er, wenn das Spray verflogen war? Darüber hatte ich nun Zeit nachzudenken. Ohne das Amulett hatte ich nämlich keinen Gesprächspartner mehr.

Das Universum der fünften Dimension unterschied sich nicht großartig von dem der vier anderen Dimensionen. Hier und dort entdeckte ich eine Raumampel, wusste aber nicht, wie ich sie bedienen könnte. So ließ ich mich durch das All trudeln. Mir war mittlerweile egal auf welchem Planeten ich landen würde.

Als ich vor vielen Jahren meine erste Flugreise unternahm, ich glaube

nach Brasilien, da sagte mir eine alte Dame neben mir, ich bräuchte keine Angst zu haben, denn runter kämen wir immer. Genauso würde es sich auch bei meiner gegenwärtigen Odyssee durch die fünf Dimensionen des Weltalls verhalten. Ich war mir sicher, dass ich irgendwann wieder auf die Erde zurückkam. Hoffte nur, dass dies noch zu meinen Lebzeiten geschah.

Der Planet, mit dem ich im nächsten Moment zusammenstieß, schien jedenfalls nicht die Erde zu sein, eher schon der irdische Mond. Aber der Mond hatte zumindest Krater, die für ein wenig Abwechslung sorgten. Dieser Planet kam mir eher wie die Glatze eines Riesen vor und das änderte sich auch nicht, nachdem ich, Surfbrett und Segel unter den Arm geklemmt, einige Kilometer gelaufen war.

„Hier ist ja der Hund verfroren!“ rief ich in Ermanglung eines Gesprächspartners in die Stille hinein.

„Das kann man wohl sagen“, antwortete ein Hund. „Das ist fürchterlich kalt hier. Aber ich bin eben bestellt und nicht abgeholt worden. So ist das eben. Du hättest schneller hier sein müssen.“

„Was hat das mit mir zu tun?!“ rief ich entrüstet.

„Du bist zu langsam gereist. Ich war von dem Kaiser als Schoßhündchen bestellt worden, aber der ist eine Romanfigur und das Spray, das du für den Roman versprüht hast, müsste mittlerweile verflogen sein. Du bist also nun keine Romanfigur mehr und ich bin es auch nicht. Und mir ist so schrecklich kalt.“

„Hier, nimm das Segel und wickle dich darin ein!“, bot ich dem Hund an.

Während ich noch versuchte, die Sache mit dem beendeten Roman logisch nachzuvollziehen, sauste ein Pappkarton auf uns zu. Wir sprangen beiseite und ließen den Pappkarton neben uns landen. Neugierig öffnete ich ihn. Er war leer.

„Das könnte doch noch das Paket sein, in dem ich mitfliegen soll“, sagte der Hund. „Aber, ehrlich gesagt, möchte ich doch nicht zum Kaiser. Ich möchte nur von diesem eisigen Ort weg.“

„Dann nimm das Surfbrett auch noch!“ sagte ich und warf ihm das Surfbrett zu. „In Kombination mit dem Segel kannst du reisen wohin du willst.“

„Danke“, sagte der Hund und sauste mit Brett und Segel hinaus ins All.

Zurück blieb ich und ärgerte mich über mein Helfersyndrom. Denn

erstens fror ich genauso wie der Hund und zweitens wollte ich nicht zum Kaiser zurück, der mich nur dem gemeinen Volk ausliefern würde. Ja, der arme Hund hatte mir Leid getan. Nach Klerus schon der zweite Hund, der mir fälschlicherweise Leid getan hatte! erinnerte mich an ein Erlebnis auf der Erde, wo ich auf der Straße einem weinenden jungen Mann begegnete, der mich um ein wenig Geld bat. Erst nachdem ich dem jungen Mann zwei Euro gegeben hatte, schaute ich ihn mir genauer an und stellte fest, dass ich einen Neonazi beschenkt hatte.

Nun hatte ich also auf diesem Planeten, wo noch nicht mal mehr der Hund verfroren war, sondern der Hund sich verpisst hatte, die Wahl zwischen erfrieren und dem gemeinen Volk ausgeliefert zu werden.

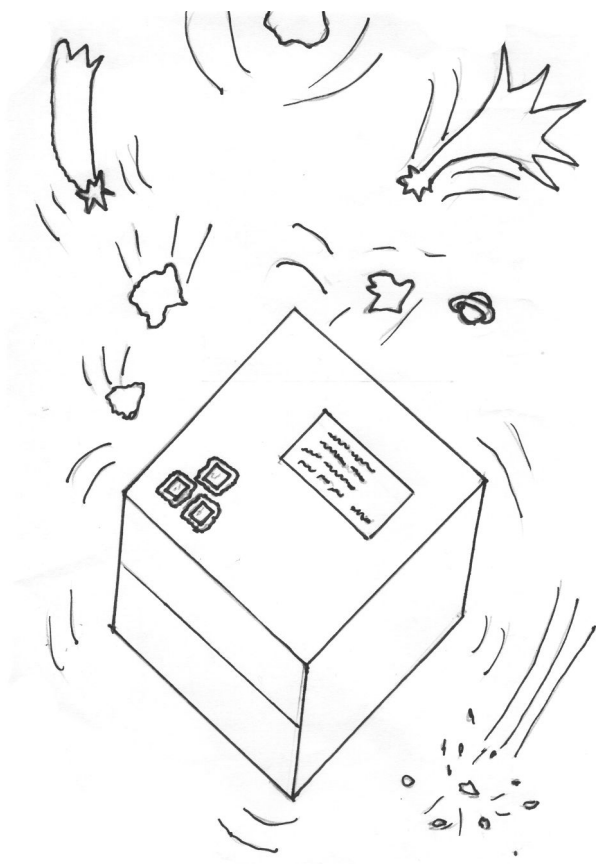
Ich entschied mich für Letzteres. Bis ich beim Kaiser war würde der Roman vielleicht tatsächlich beendet sein. Andernfalls musste ich mir was einfallen lassen, kreativ genug war ich ja.

Bevor es zu spät war sprang ich in den Karton, kauerte mich zusammen und schon setzte er sich in Bewegung. Zugegeben, geheuer war mir diese Reise nicht. erinnerte mich an eine Rutschpartie in einer Tunnelrutsche bei völliger Dunkelheit im Spaßbad. Solche Rutschen nannten sich „Black Hole“, wobei wir wieder bei meinen Abenteuern auf dem Planeten Blub wären, aber sie endeten nach 100 Metern. Diese Rutschpartie schien nicht zu enden, deshalb machte es mir irgendwann keinen Spaß mehr und ich war froh, als ich endlich Boden unter dem Karton spürte.

Leider ging die Achterbahnfahrt weiter, sogar mit beschleunigtem Tempo und als ich den Karton vorsichtig nach oben hin öffnete, wusste ich wieso. Beinahe hätte mich ein Meteorit am Kopf getroffen und der war nicht der einzige, der um mich herum wirbelte. Meine einzige logische Schlussfolgerung sagte mir, dass ich wohl auch auf einem solchen durch die Gegend flog.

Ich hatte mal einen Kinofilm gesehen, Polarexpress hieß er, war getarnt als harmloser Weihnachtsfilm für Familien. Letztendlich waren die Kinder am Nordpol angekommen, wo sie auf einem Paketband hinauf und hinunter geschleudert wurden, dass ich mir gedacht hatte, da hätte ich auch ein Ticket für die Achterbahn lösen können.

Jetzt wünschte ich mir, mich gemütlich im Sessel eines Kinos zurück lehnen zu können und mir das alles nur von außen ansehen zu müssen, insbesondere als es mit rasantem Tempo in die Tiefe ging. In letzter Hundertstelsekunde konnte ich aus dem brennenden Karton auf festen



Boden springen und wurde sofort umringt von zahlreichen menschen-ähnlichen Wesen, die bei genauerem Hinsehen keine Menschen waren, mir aber bekannt vorkamen.

„Da, sehen Sie doch endlich! Hier ist schon wieder ein Meteorit in die einzige Straße unseres Planeten eingeschlagen. Ich sage unser Planet, nicht Ihr Planet, Herr Wachtmeister und schon gar nicht der Mond Ihres Planeten! Das muss nun endlich ein Ende haben! Ich sage Ihnen und nun hören Sie genau zu, wenn RTL-Plus endlich ein eigenständiger Planet geworden ist, dann werden dort paradiesische Verhältnisse herrschen, so wie auf Blub!“

„Blub existiert! Blub existiert!“ rief die aufgebrachte Menge. Leider rief das viele aufgebrachte Polizisten auf den Plan.

Schwuppdwupp wurde ein Demonstrant nach dem anderen abgeführt.

„Sie kenne ich doch“, sagte eine mir nur allzu bekannte Stimme.

Der fünffäugige Polizist hielt ein Lasergerät auf mich. Nach der ersten Schrecksekunde registrierte ich, dass meine Hände auf meinem Rücken klebten und meine Beine ebenfalls zusammen klebten. Dann holte er sein Surfbrett, klebte mich mit einem zweiten Schuss bäuchlings daran fest, stellte sich breitbeinig über mich und los ging die Reise. Mittlerweile war ich Achterbahnfahrten gewohnt und immerhin musste ich mich nicht an dem Polizisten festhalten, so dass mir sein Schweißgeruch diesmal erspart blieb.

Der Planet, auf dem wir nicht viel später landeten, musste wohl der Planet Flutsch sein, vermutete ich einfach mal.

„So, meine Dame, Sie hatten also behauptet, Sie kämen von der Erde“, verhörte mich der Polizist.

Ich stand vor ihm, die Hände immer noch an meinem Rücken klebend.

„Glauben Sie mir das etwa nicht?“

„Diesen Trick, sich mit Hilfe eines Meteoriten in die Menge der Demonstranten zu mischen, würde eine Erdbewohnerin niemals beherrschen. Das war eine subversive Aktion, um die Menge aufzumischen. Aber wo kommen Sie nun wirklich her?“

„Aus der fünften Dimension, wo Sie mich hingebracht haben.“

„Werden Sie nicht frech! Natürlich meine ich den Planeten, wo Sie vorher gewesen sind.“

„Vorher war ich mal auf Blub.“

„Auf Blub. Interessant. Dann gehören Sie also auch zu den Aufständischen, die behaupten, einen Planeten namens Blub gäbe es wirklich.“

Das macht ein Jahr Gefängnis."

„Aber es gibt ihn doch wirklich. Ich bin dort gewesen. Damals, als dort noch keine paradiesischen Zustände herrschten."

„Sie behaupten also auch noch, dass auf diesem in Wirklichkeit nicht existierenden Planeten paradiesische Zustände herrschen. Macht zwei Jahre Gefängnis. Hören Sie, es gibt keinen Planeten mit paradiesischen Zuständen und wenn, dann hätte höchstens Flutsch einen Anspruch sich als solch ein Planet zu bezeichnen. In gewisser Weise trifft diese Bezeichnung nämlich auf Flutsch zu. Nur hier herrscht wirklich Zucht und Ordnung."

„Auch Recht?" fragte ich.

„Das Recht des Stärkeren."

Der Polizist grinste mich hämisch an. Seine fünf Augen schienen mich zu durchbohren.

Ich bekam eine Einzelzelle. Durch die Gitterstäbe konnte ich mich allerdings zu meiner großen Freude mit den beiden Teenagern aus der Nachbarzelle unterhalten, die ich zu Beginn meiner Odyssee in dem Mini-Raumschiff kennen gelernt hatte.

Sie erzählten mir alles über den Planeten Flutsch und über RTL-Minus. So konnten die Bewohner von Flutsch das Wetter bestimmen und fühlten sich wohl dadurch über alle anderen Planeten erhaben. In Flutschburg, der Hauptstadt, wurde festgelegt, wann die Sonne auf und unterging, wie kalt es an welchem Tag werden sollte, wann es regnete und wie viele Regentropfen fallen sollten.

In Flutschburg, dessen Zentralbehörde wirklich aus einer riesigen Burg bestand, wurde auch über den Mond RTL-Minus bestimmt. Wer sich dort niederlassen wollte, brauchte eine Genehmigung und die bekam er nur für Grundstücke rund um den Äquator, wo immer wieder Meteoriten runter gingen. Verstieß man gegen eine Genehmigung und siedelte sich außerhalb des Äquators von RTL-Minus an, so gab es Punkte in Flutschburg. Jeder Punkt in Flutschburg wurde mit einem Jahr Gefängnis geahndet und es dauerte lange bis Flutsch sich einmal um die Sonne gedreht hatte, weil die Regierung von Flutsch die Drehung ihres Planeten um die Sonne nach Belieben verlangsamen konnte.

„Da kann ich mich ja auf was gefasst machen!", seufzte ich. Dann erzählte ich den beiden vom Planeten Blub. Die Teenager waren erstaunt

darüber, dass Blub tatsächlich existierte. Das hatten ihnen die Polizisten von Flutsch schon gehörig ausgedet.

Bei dem Dämmerlicht wusste ich nicht, ob Tag oder Nacht war, aber nach gefühlten drei Tagen wurden die Teenager in eine andere Zelle umquartiert. Kontakte der Häftlinge untereinander waren offensichtlich nicht erwünscht.

Fortan fühlte ich mich so einsam, dass mir sogar die Gesellschaft der Mücke Recht gewesen wäre.

Dies dachte ich so lange bis sie mir erschien.

„Sumselchen, da draußen laufen so viele Polizisten herum. Deren Blut schmeckt sicherlich viel besser als meins“, riet ich der Mücke.

„Deren Blut ist giftig für mich. Wenn ich das trinke, falle ich tot um.“

„Wer hat dir das erzählt?“

„Der Polizist. Er hat gesagt, dass nur dein Blut für mich verträglich ist.“

„Glaub dem kein Wort!“

„Wenn ich ihm nicht glaube, dann haut er mich tot, hat der Polizist gesagt.“

Was sollte ich darauf noch antworten? Obwohl mir die Gegenwart des Ratgebers ebenso wenig behagte wie die der Mücke, rieb ich an meinem Arm.

Wieder paffte mir der Ratgeber seine Rauchwolke direkt ins Gesicht. Aber das war nicht das Schlimmste. Im Gefängnis herrschte absolutes Rauchverbot. Jeder Verstoß dagegen wurde mit einem zusätzlichen Jahr Haft sanktioniert.

„Ist es dir also aufgrund meiner nützlichen Ratschläge gelungen, den Aufenthaltsort der Mücke mittels Indizien, Phantombild, Angehörigenbefragung und Spurensicherung zu ermitteln?“ fragte der Ratgeber.

„So in etwa“, antwortete ich schwach. „Nun würde ich die Mücke aber gerne loswerden.“

„Nichts leichter als das. Du nimmst einfach dein magisches Amulett zu Hilfe. Neben Einhörnern vertreibt es nämlich auch Mücken.“

„Das habe ich nicht mehr!!!“

„Dann hast du Pech gehabt. Die einzige Möglichkeit, die dir dann noch bleibt, besteht darin, die Mücke mittels schon von mir erwähnten Wurftechniken ähnlich dem Judo oder Karate zu überwältigen. Also, Wurftechnik Numero Eins: Du packst die Mücke mit der linken Hand an der Nasenspitze und mit der rechten Hand am Oberschenkel des

linken Vorderbeins."

Während ich noch überlegte, ob es in dem Buchladen auch Bücher mit dem Titel: „Wie werde ich lästige Ratgeber los?" gab, wurde ich mit einem Mal gepackt. Es war ein ähnlicher Griff wie ihn der Ratgeber vor wenigen Sekunden noch beschrieben hatte, aber es war weder der Ratgeber noch ein Polizist vom Planeten Flutsch.

Ich wurde geradezu eingewickelt. Ein Ast schien um mich herum zu wachsen, streckte seine Zweige nach mir aus und im nächsten Moment lösten sich Mauern und Gitterstäbe auf.

Ich war wieder im Bahnhofsbuchladen der fünften Dimension. Vor mir stand die alte Standuhr, die mich zurückgeholt hatte.

Nach all den Ereignissen schwirrte mir der Kopf. Es fiel mir schwer, mich auf ihr Morsealphabet zu konzentrieren.

„Das Spray ist verflogen, der Roman aus, auch wenn du ihn verlassen hast", entschlüsselte ich. „Der Kaiser ist wütend auf dich."

„Das ist der Polizist vom Planeten Flutsch sicherlich auch", sagte ich.

„Aber woher weißt du das mit dem Kaiser?"

„Von der fünften Dimension aus sehe ich alles, auch die Mücke, die es schon wieder bis hierher geschafft hat."

Das war für mich das Stichwort, um mir einen neuen Roman auszusuchen.

Während ich mich dem Regal mit den drei einzigen Romanen näherte, betrat eine Frau den Raum. Ihre fünf von langen Wimpern umrahmten Augen ließen sie als Bewohnerin von Flutsch erkennen. Nun vernahm ich auch das altbekannte Summen der Mücke.

Ohne genauer die Inhaltsangabe des Romans zu studieren, nahm ich die Spraydose mit der Aufschrift: „Der Weinberg des Grafen - ein Adelsroman von Philodendrus Phrimm" und rannte zum Bahnhofsvorplatz.

Das Zehnte Kapitel beschreibt eine in der Trivalliteratur häufig auftretende Gattung des Adelsromans

„Den Roman wollte ich haben!“ keifte die fünffäugige Schönheit so laut, dass sie das Summen der Mücke übertönte. „So hässlich wie du bist wirst du niemals die Liebe des Grafen erringen!“

„Will ich auch gar nicht!“, brummte ich.

„Wieso sollte sich der Graf mit einer Frau abgeben, der drei Augen fehlen?“ hörte ich noch, während ich den Inhalt der Spraydose versprühte. Dann war meine Verfolgerin verschwunden und ich hoffte, dass die Mücke selbiges auch war.

Vor mir tauchte wieder die übliche Wiese mit dem Mann im Regiestuhl auf und wieder sah ich zwei bekannte Gesichter: Kevin und Lisa polierten an einer Art Denkmal herum.

„Da ist ja wieder unsere Helferin“, sagte Lisa. „Das uralte Schloss haben wir schon renoviert. Nun ist Graf Uzdnunov dran. Er stammt aus uraltem Adel und deshalb ist er so alt, dass er schon versteinert ist. Bevor der Erzähler beginnen kann, müssen wir ihn renovieren.“

„Erwacht er dann zum Leben?“

„Wenn wir ihn gründlich genug renovieren, dann ja.“

„Sagt mal, kommt ihr eigentlich auch von der Erde?“ wagte ich die Frage zu stellen, die ich den beiden schon stellen wollte als wir uns im Mittelalter begegnet waren.

„Wir stammen von der Erde“, antwortete Kevin. „In einem Wald haben wir unser Zelt aufgeschlagen. Mitten in der Nacht ist uns eine Mücke begegnet. Die hat so einschläfernd gesummt, dass wir uns nun schon lange in einem Traum befinden. Hatten gehofft, da irgendwann auch mal wieder raus zu finden. Der Mann im Regiestuhl hat uns versprochen, wenn wir ihm bei der Verwirklichung der Bücher helfen, dann hätte unsere Odyssee bald ein Ende. Aber wir sind schon so weit durchs Weltall gereist. Zuletzt waren wir auf einem Planeten namens Blub.“

„Ihr ward auf Blub? Erzählt mal!“

„In meinem Roman wird nicht über Blub gesprochen!“ schimpfte in diesem Moment der Erzähler im Regiestuhl.

„Aber warum denn nicht?“ fragte Lisa. „Seit der Planet umgekrempelt wurde herrschen auf Blub paradiesische Verhältnisse.“

„Verschwindet!“ schrie der Erzähler. „Aber auf der Stelle!“

Kevin und Lisa holten ihre Surfbretter.

„Da, irgendwo hinter dem Baum müsste noch eins stehen!“ rief Kevin mir zu.

„Halt, du bleibst hier!“

Der Erzähler hielt mich von hinten fest.

„Eine Person brauche ich noch für meinen Roman.“

Ich konnte Kevin und Lisa nur noch davon schweben sehen. In ihrer Eile hatten sie nicht gesehen, dass der Erzähler mich eingefangen hatte.

„Lassen Sie mich los!“ schrie ich. „Ich werde schon in ihrem Roman mitspielen.“

Der Erzähler ließ mich los, plumpste in seinen Regiestuhl und begann mit seiner Erzählung:

„In einem uralten Schloss lebte Graf Uzdunov. Das Schloss stand auf einem riesigen Anwesen, das so groß war, dass die Oberfläche des Planeten dafür kaum ausreichte.“

In diesem Moment wurde der Graf lebendig und ich bereute, dem Erzähler versprochen zu haben, in seinem Roman mitzuspielen. Mit einem Grinsen kam ein Mann mit immer noch runzligem Gesicht und einer Halbglatze, um die sich ein weißer Haarkranz wand, auf mich zu. Seine uniformartige Kleidung war überzogen von glänzenden Knöpfen und an den Füßen trug er Reiterstiefel. Was mir erst in diesem Moment auffiel: Natürlich hatte er fünf Augen.

„Oh, welch anmutiges Fräulein möchte mein Anwesen besichtigen!“ rief er voll gespielter Entzücken. „Ich hoffe, das Fräulein hat nicht lange warten müssen. Ich musste nur noch ein wenig renoviert werden, da ich ab und an versteinere. Es verhält sich nämlich folgendermaßen: Ich stamme wirklich aus dem urältesten Uradel. Die ältesten meiner Weinberge stammen noch aus einer Zeit vor der Entstehung des Universums.“

„Kann denn das möglich sein?“ hakte ich vorsichtig nach. „Weinberge ohne Universum?“

„Vielleicht war es auch erst kurz nach der Entstehung des Universums. Ich vertue mich da schon mal. Ist schließlich schon so lange her. Jedenfalls freut es mich, hier der Frau zu begegnen, die ich heiraten werde.“

In diesem Moment versteinerte der Graf erneut und ich nutzte die Ge-

legenheit, um zu flüchten, wenn mich nicht jemand von hinten am Kragen gepackt hätte.

„Hiergeblieben, Fräulein!“

Ich drehte mich um. Es war niemand anders als der Erzähler.

„Aber ich möchte diesen Grafen nicht heiraten.“

Du wirst mir doch wohl nicht den Roman verderben? Ich möchte keine Schwierigkeiten mit dem Autor bekommen.“

„Ist das mein Problem?“ reagierte ich vielleicht ein wenig zu patzig.

„Durchaus. Du möchtest doch irgendwann wieder zur Erde zurück.“

„Das möchte ich, aber dort komme ich nicht hin, wenn ich den Grafen heirate.“

„Doch, nach dem Ableben des Grafen. Aber versuche nicht dem nachzuhelfen. Dies ist ein Adelsroman und kein Krimi. Ich werde ihm noch den letzten Schliff geben, damit er wieder zum Leben erwacht.“

„Wie konnten Kevin und Lisa mir das nur antun?“ sagte ich mehr so für mich.

„Wenn du die beiden anderen Erdbewohner meinst, denen habe ich auch gesagt, dass sie nicht mehr zur Erde zurück finden werden, wenn sie mir nicht helfen.“

„Und was wird nun aus den beiden?“

„Das ist nicht mein Problem.“

Mit einem Bogen Schmirgelpapier schleifte der Erzähler einige Runzeln aus dem Gesicht des Grafen fort und schon wurde dieser wieder lebendig.

„Reich mir die Hand, mein Leben! Komm auf mein Schloss mit mir!“ begann der Graf zu singen. Während er mich durch eine stattliche Anzahl an Gängen zu einer Kammer führte, überlegte ich, woher ich den von ihm gesungenen Satz kannte. Es war bei einer Schulaufführung der Oper „Don Giovanni“ gewesen. Das war lange her, aber es lenkte mich von der Gegenwart ab. Ich wollte nicht gleich auch noch das Bett mit diesem alten Knochen teilen müssen und hoffte, er möge bald wieder versteinern.

Er versteinerte nicht, aber er teilte mir ein Einzelzimmer zu. Hier konnte ich in aller Ruhe Pläne schmieden. Aber ich hatte nicht mit dem Erzähler gerechnet.

„Überspringen wir die Nacht“, hörte ich ihn von der Wiese aus erzählen. „Am nächsten Morgen betrat der Graf die Kammer seiner neuen Frau und holte sie ab, um ihr sein riesiges Weingut zu zeigen.“

Im nächsten Moment saß ich auf dem Rücken eines Pferdes hinter dem Grafen. Während es über Stock und Stein ging, musste ich mich an den Grafen klammern und fühlte mich dabei ähnlich beklommen wie in Gegenwart des Raumpolizisten auf dem Surfbrett. Die Landschaft schien nur aus Weinbergen zu bestehen. Nur ein schmaler Pfad schlängelte sich mitten hindurch.

„Sind das alles Ihre Weinberge?“

Ich hatte keine Lust meinen neuen Ehemann zu duzen.

„Leider nur ein Drittel. Aber der meinige Wein mundet am besten, weil der ältesten Traube nun mal der beste Rebensaft entspringt.“

Meine Güte, konnte der wohl auch normal reden?

„Wem gehören die anderen Weinberge?“

„Dem Kurfürsten Gewdnunih und dem Baron Addnurieh. Der Kurfürst entstammt dem Hochadel. Deshalb sind seine Weinberge ein wenig höher und der Baron ist, auch wenn es sein Titel nicht vermuten lässt, neureich. Deshalb glänzen die Trauben seines Weingutes immer wie blank poliert. Wir werden uns morgen zu einer Verköstigung unserer Weine treffen.“

„Ich sehe hier nur Weinberge. Gibt es denn hier keine Äcker, Obstbäume oder Weiden?“

„Das ist auf dem Planeten Schluck nicht nötig. Dafür haben wir unsere Speisekammer, den Planeten Schmatz. Dort werden wir morgen zu Speis und Trank zusammenfinden.“

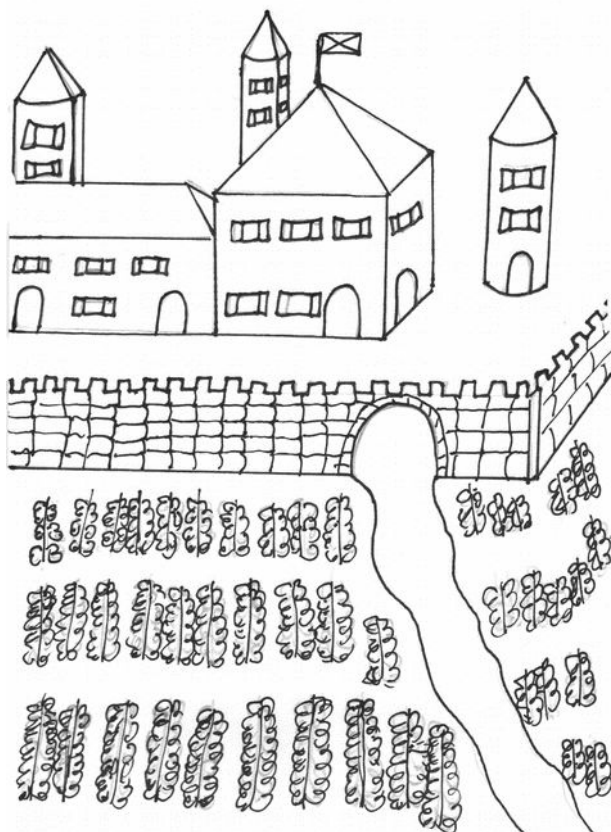
Unser Weg führte an mehreren Kleiderschränken vorbei. Sie sahen nicht so aus, als ob dort jemand seinen Sperrmüll abgestellt hätte. Die kunstvollen Schnitzereien ließen eher darauf schließen, dass sie zum Besitz des Grafen gehörten.

„In diesen hölzernen Gemächern befinden sich die edelsten, die kostbarsten, ja die am lieblichsten anmutenden Rebensäfte“, beantwortete der Graf meine Frage, noch bevor ich sie gestellt hatte.

„Und sei nicht verschreckt, meine angebetete Gattin, ob der Schreie aus den Truhen, die an dein Ohr dringen mögen. Dies sind nur die Geister des Weines.“

Wir näherten uns dem Schrank. Die Stimmen wurden lauter, klangen wehmütig und verzweifelt. Nicht gerade so wie ich mir fröhliche Weingeister vorstellte.

Soeben wollte ich mein Ohr an die Schranktür halten, um zu horchen, weil die Weingeister, wie es mir schien, etwas gesagt hatten, als ich



mit einem Mal im Korb eines Heißluftballons saß. Die Sonne tauchte gerade hinter dem Horizont auf. War sie nicht gerade schon weiter gewesen? Dafür gab es nur eine Erklärung: Der Erzähler hatte schon wieder einen neuen Tag beginnen lassen.

Das elfte Kapitel verweist auf den Symbolgehalt des Märchens vom Schlaraffenland

„Heute geht es auf nach Schmatz, wo wir uns mal wieder so richtig satt essen können“, sagte der Graf und strich sich über seinen Kugelbauch, auf dem sich ein Seidenhemd spannte, umgeben von den schillernden Knöpfen seiner Anzugjacke.

Ich hatte mal wieder keinen Hunger, ähnlich wie damals auf dem Planeten Blub.

Bald verdunkelte sich der Himmel. Wir waren im Weltall angekommen. Doch schon im nächsten Moment lichtete es sich wieder und nahm eine babyblaue Farbe an. Passend dazu schwebten wir durch babyrosa Wölkchen. Graf Uzdunow fing eine der Wolken ein und verspeiste sie. „Möchte das entzückende Fräulein auch einmal von der lieblichen Zuckerwatte kosten?“ fragte er mich. Die Zuckerwatte erinnerte mich an das Mädchen, dem ich zusammen mit ihrem Bruder in der Raumkapsel begegnet war. Im Gefängnis von RTL-Minus hatte sie mir erzählt, dass jene Zuckerwatte scheußlich süß schmecken würde.

„Vielen Dank für dieses köstliche Angebot, edler Herr“, versuchte ich die Sprache des Grafen zu imitieren, „aber ich lebe auf Diät.“

„Das hat das Fräulein aber gar nicht nötig“, sagte der „edle Herr“, ließ mich aber zu meiner Erleichterung in Ruhe.

Der Planet Schmatz sah wie ein schillerndes, rotweißes Riesenbonbon aus und erinnerte mich an Schilderungen des Schlaraffenlandes meiner Kindheit, durch seine vielen Vulkane aber auch an den Planeten Blub. Neben riesigen Eiskugeln, umringt von dieselben naschenden Bewohnerinnen und Bewohnern, spuckte ein Vulkan heiße Kirschen aus. Wir näherten uns dem benachbarten Vulkan. Der Krater war umringt von Gestalten, die langstielige Pfannen darüber hielten, um Spiegeleier zu braten. Palmen aus Schokolade, wie ich am Duft erkannte, umsäumten die Küste eines Meeres aus Kakao. Hin und wieder liefen

Schweine vorbei mit Schweineöhrchen aus Blätterteig wie es sie beim Bäcker gab. Tat mir als Tierfreundin schon ein wenig Leid als ich mit ansehen musste wie ein Bewohner einem Schweinchen im Vorbeigehen beide Ohren abriss. Aber das Schweinchen quiekte nicht und die Ohren waren im Nu wieder nachgewachsen. Hier und dort hämmerten Bergleute Marzipan aus einem Stollen und mussten angesichts des vielen Puderzuckers öfter mal niesen. Mittlerweile waren wir so dicht am Boden, dass ich Gesprächsfetzen verstehen konnte.

„Ich habe beim Arbeitsamt mal wieder das Arbeitsplätzchen mit der Marzipanfüllung gezogen“, stöhnte einer der Bergmänner. „Allmählich würde ich gerne mal was anderes essen.“

In der Nähe des Stollens entstand ein Tumult. Besser gesagt ein Auflauf um einen riesigen Auflauf, der gerade von zwei Bewohnern an langen Bändern, unter Einsatz all ihrer Körperkräfte aus einem überdimensionalen Ofen gezogen wurde.

„Schreck lass nach, das sind ja Ulknudeln!“ kreischte eine Frau. Sie sprang zur Seite und schon stoben die Nudeln aus der Auflaufform in alle Richtungen und es hörte sich an als ob sie kichern würden.

„Dies ist kein guter Ort, um zu landen“, sagte der Graf. „Wir sind mit dem Kurfürsten Gewdnunih und dem Baron Addnurieh am Swimmingpool verabredet.“

In der Nähe eines Bassins, dessen Inhalt wie Orangensaft aussah, gelang es dem Grafen schließlich, ein Tau mit einem geschickten Lassowurf um eine Palme aus Schokolade zu werfen. Soviel Sportlichkeit hätte ich dem Alten, der gelegentlich versteinerte, nicht zugetraut.

Kaum waren wir gelandet und hatten uns auf zwei Liegestühlen niedergelassen als auch schon ein geflügeltes Pferd samt Reiter zwischen uns landete. Im Gesicht und an den Händen war der Reiter mit Schlamm beschmiert und um den Bauch trug er – Schreck lass nach – einen Patronengürtel. Hatte der IS schon das Weltall erobert?

„Keine Angst, gnädige Frau“, begrüßte er mich. „An diesem Gürtel habe ich meine Sammlung Heilwässerchen untergebracht. Trage sie auf Reisen gerne bei mir.“

Während ich noch erleichtert aufatmete, beobachtete ich wie Graf Uzdunov vor Schreck versteinerte. Einige grüne Männchen, die genauso aussahen wie ich mir Marsmännchen immer vorgestellt hatte, gesellten sich zu uns und umringten den Grafen.

„Ist der aus Schokolade? Kann man den essen?“ fragte eins der grü-

nen Männchen.

„Aus Schokolade ist eher der andere“, sagte das andere Männchen.

„Verschwindet!“ fauchte der Kurfürst.

Verschreckt machten sich die grünen Männchen aus dem Staub.

Der Putz bröckelte aus dem Gesicht des Grafen, dann kam er wieder zu sich.

„Weshalb dieses verschmutzte Antlitz?“ wandte er sich an den Kurfürsten.

„Ich komme direkt aus dem Moorbad hierher und möchte mich nicht lange aufhalten. Die Fangopackung wartet schon auf mich und als Kurfürst erwarte ich eine fürstliche Fangopackung. Die bekomme ich nicht, wenn ich zu spät zurück bin.“

„Wir hätten schon längst angefangen, wenn der Baron nicht wieder auf sich warten ließe“, sagte der Graf.

Just in diesem Moment erschien in Schulterhöhe von mir eine hagere Gestalt, der ein Arm und ein Bein fehlte. Im nächsten Moment hatte die Gestalt beide Beine, schwebte kurz über dem Swimmingpool und landete, nun auch mit beiden Armen, am Beckenrand.

„Achtung, es kommen noch ein paar Teile“, kündete die hagere Gestalt an und wurde im nächsten Moment immer dicker. Als die Person, die wohl der Baron sein sollte, schließlich einen Bauch hatte, dessen Umfang mit dem Heißluftballon mithalten konnte, erschien noch eine weibliche Person, die einen Salatkopf in den Händen hielt.

„Sorry, das neue Beamgerät funktionopelte nicht so richtig, is aber sonst voll geil, ey“, sagte der Baron. „Wirklich das Neueste vom Neuesten und neben mir die hübsche Schnecke, das is Freifrau von Nöschdnesaut, meine Ernährungsberaterin.“

Irgendwie kam mir die Ernährungsberaterin bekannt vor und es musste keine angenehme Begegnung gewesen sein als wir uns schon mal gesehen hatten .

Hasserfüllt starrte sie mich an. Es war mir als würden kleine Flammen aus ihren fünf Augen schlagen. Dann begrüßte sie uns alle, auch mich, so übertrieben freundlich, dass ich nun völlig konfus war.

„Herr Addnurieh lebt zur Zeit wieder auf Diät“, sagte sie. „Ich habe ihm sein Essen mitgebracht. Hier gibt es ja nichts Vernünftiges. Aber kommen wir zur Tagesordnung. Haben die edlen Herren ihre noch edleren Weine mitgebracht?“

Sie reichte Herrn Addnurieh ein Salatblatt, das dieser unterwürfig ver-

zehrte, wobei ich seinem Gesichtsausdruck ansehen konnte, dass er keinen Salat mochte. Die Fachsimpelei über Weinsorten möchte ich meinen Leserinnen und Lesern ersparen. Abgesehen davon hörte ich nur gelegentlich hin, so dass ich das Gespräch im Nachhinein nicht wiedergeben könnte. Seltsam fand ich nur, dass die drei den Wein wohl hauptsächlich deshalb tranken, um die Geister des Weines nicht mehr hören zu müssen. Genügte es denn nicht, sich von dem Schrank fern zu halten, wenn man nicht gerade dran musste?

„Wollen wir nicht allmählich zur Weinprobe übergehen?“ fragte Freifrau von Nöschnesaut mit einem Mal.

„Du bist übrigens auch eingeladen von den edlen Tropfen zu kosten, meine Teuerste“, wandte sie sich an mich. Ihre heuchlerische Art missfiel mir zunehmend. Woher kannte ich diese Frau bloß? Tatsächlich verspürte ich in diesem Moment so etwas wie Durst, aber nicht auf Wein.

„Ich bevorzuge ein Glas Orangensaft“, sagte ich. „Davon gibt es hier ja reichlich.“

Bevor ich mir ein Glas nehmen konnte nahm die Freifrau mein Glas beiseite.

„Aber doch nicht aus dem dreckigen Swimmingpool!“

Sie klimperte mit ihren langen Wimpern.

„Ich kenne eine Quelle, aus der wirklich frischer, reiner Orangensaft fließt.“

Schon war sie verschwunden.

Herr Addnuriel nutzte die Gelegenheit und schnappte sich ein von einer Palme gefallenes Blatt aus Schokolade und stopfte es sich in einem Stück in den Mund. Kaum hatte er die Schokolade hinunter geschluckt als seine Ernährungsberaterin mit einem Glas Saft zurück kam. Der Saft schmeckte wirklich wie frisch gepresst und machte angenehm müde. Bisher hatte ich solch eine Wirkung eher Getränken wie Wein zugeschrieben. Zuletzt sah ich noch wie die kalte Schönheit mich schadenfroh angrinste. Dann hörte ich ihre Stimme erst wieder als der Erzähler irgendwo im Hintergrund mit „am nächsten morgen“ begann. Ich war immer noch völlig benommen, aber die Unterlage, auf der ich lag, war angenehm weich. Ich hatte auf Stroh geschlafen, in einem Gebäude mit hölzernen Wänden. Um mich herum wieherten einige Pferde. Ich wollte mich auf meine Hände stützen, um mich zu erheben, als ich mit Schrecken feststellte, dass ich keine Hände mehr hatte. Statt-

dessen klebten an meinen Handgelenken zwei hässliche Hufe. Und nicht nur das, meine Arme waren mit hellbraunem Fell überzogen. Fehlten nur noch die Hufeisen. Bekanntermaßen brachten Hufeisen Glück, aber ich trug zum Glück keine.

„Was soll das?“ fragte ich, aber es klang nur wie ein Wiehern.

Vor meiner Stallbox stand die tausendschöne Hässlichkeit. Für meine Begriffe war sie mit ihren fünf von Wimperntusche triefenden Augen hässlicher als jedes Pferd in diesem Stall.

„Ich musste dich in ein Pferd verwandeln“, fauchte sie mich an. „Der Autor dieses Romans hat mich für die Rolle der Gattin an der Seite des Grafen vorgesehen. Verstehst du? Nur mich und niemand sonst! Oder meinst du etwa es hätte mir Spaß gemacht, die Ernährungsberaterin von diesem Fettwanst zu sein?“

„Wühühü“, antwortete ich.

Das sollte soviel heißen wie: Ich wollte diesen dämlichen, alten Grafen nicht. Von mir aus kannst du ihn haben bis er für immer versteinert und ihn dann als Denkmal in deinen Garten stellen!“

Leider verstand Madam Tausendschön nicht die Pferdesprache. Hätte sie mal vorher mit mir über den Grafen gesprochen, so von Frau zu Frau. Vielleicht hätten wir uns gütlich einigen können.

Verächtlich hielt mir die fünfüßige Lady ein Bündel Heu hin. Ich hatte zwar genug davon in meinem Stall, nutzte aber die Gelegenheit, um ihr in den Finger zu beißen.

„Au, so geht das nicht! Wenn du noch mal diesen Stall verlassen möchtest, dann musst du artig sein.“

Ich ertrug es wie sie meine Mähne tätschelte. Dann ließ sie mich allein. Ich nutzte die Zeit, um zu versuchen, mit den anderen Pferden Kontakt aufzunehmen, stellte aber frustriert fest, dass ich zwar wiehern konnte, mich aber trotzdem keins der anderen Pferde verstand. Genauso verhielt es sich umgekehrt. Meine Stallgenossinnen und -genossen waren keine in Pferde verwandelte Menschen, sondern vom Romanautor als echte Pferde erschaffen worden.

Nach einer Weile kam Freifrau von Nöschdnesaut zurück, in Begleitung des Grafen. So wie er den Arm um sie gelegt hatte schien sie ihn schon gut becirt zu haben.

„Das Pferd ist ein Geschenk von Baron Addnurieh, weil ich ihn in Ernährungsdingen so gut beraten habe“, flötete sie. „Was meinst du, sollen wir einen kleinen Ausritt wagen?“

Nun hätte ich mit meinen Hufen nach den beiden treten können, dann aber hätte ich mir die Gelegenheit genommen noch einmal aus diesem Stall heraus zu kommen. Also fügte ich mich.

Der Graf und die Freifrau fühlten sich tonnenschwer an. Vielleicht lag es daran, dass der Graf gelegentlich versteinerte und wie ein Sack voller Ziegelsteine kam er mir auch vor. Bis wir an seinem Weingut angekommen waren hatte ich schon überlegt, ob es auch als Pferd möglich war einen Bandscheibenvorfall zu erleiden.

Wieder näherten wir uns dem Schrank, in dem angeblich nur Weinflaschen lagerten. Hatte da nicht jemand um Hilfe gerufen?

„Ich will hier raus!“ hörte ich ein piepsendes Stimmchen.

„Nicht nur du, ich auch!“ sagte ein zweites Stimmchen.

Energisch zog der Graf an dem mir zuvor angelegten Zügel.

„Wir werden hier drin noch verhungern!“

So sprachen keine Geister des Weines. Letztere würden wohl kaum Hunger verspüren. Sie würden sich mit dem Wein begnügen, dem sie entsprungen waren. Das sagte mir zumindest meine Logik und als Pferd konnte ich gut denken. Schließlich wird einem als Mensch schon mal von Mitmenschen geraten das Denken doch lieber den Pferden zu überlassen, weil jene größere Köpfe haben.

Wieder zerrte mir der Graf am Zügel.

„Was für einen störrischen Gaul hast du dir da andrehen lassen?“ herrschte er seine Freifrau an. Ehrlich gesagt war ich ein wenig schadenfroh, dass sie ausgeschimpft wurde und nicht ich. „Dieses Mistvieh hat die Peitsche verdient!“

Nun war Fräulein Tausendschön sicherlich diejenige, die schadenfroh war.

„Mein Täubchen, wie konnte der Baron dir nur solch ein Pferd schenken?“ klang er schon versöhnlicher.

„Wenn uns der Graf doch bloß nicht hier eingesperrt hätte, der hätte die Peitsche verdient“, kam es aus dem Schrank.

„Ab morgen bleibt das Pferd im Stall. Wir haben so viele edle Rösser, da brauchen wir uns mit diesem einen nicht länger abzugeben“, sagte das „Täubchen“. „Der Baron wollte sich wahrscheinlich an mir rächen, weil ich ihm verboten habe etwas Anderes als Salat zu essen. Am besten, wir lassen diesen Gaul für immer im Stall.“

Das waren ja schöne Aussichten! Ich wieherte verärgert und stieß einige Schimpfworte aus, die der Graf und die Freifrau zum Glück nicht

verstanden. Ich hatte nun schon einige Erfahrung mit eingesperrt sein gesammelt. Das wurde allmählich schon langweilig, weil ich so oder so immer überall wieder hinaus fand, notfalls mit Hilfe des Zeitgeists, wenn dieser Roman zu Ende war. Wie aber befreite ich die Wesen in diesem Schrank? Ich trabte noch einige Runden stupide um den Weinberg, mit einer Last, die immer schwerer zu werden schien. Als ich schon überlegte, ob der Graf und die Freifrau nicht auch eine Salatdiät nötig hätten, wurde ich von Freifrau von Tausendschön rückwärts gelesen wieder in den Stall geführt. Der Graf wollte im Schloss auf sie warten. Wenn der Erzähler nun nicht wieder einen Zeitsprung in seine Geschichte einbaute, hatte ich den Abend und die Nacht Zeit, um mir eine Strategie zu überlegen.

Im zwölften Kapitel steigt nach Ansicht der Autorin die Spannungskurve

Allein im Stall versuchte ich sofort die Tür meiner Box zu öffnen. Nur mit Hilfe der Zähne war es nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Zwar haben Pferde lange Zähne, aber ein Riegel aus Metall ist nun mal kein Riegel aus Schokolade. Ich redete mir gut zu, sagte mir, dass ich es bisher aus jedem Gefängnis, sogar aus einem Schwarzen Loch auf dem Planeten Blub, heraus geschafft hatte. Dass ich in dieser Hinsicht schon ein alter Hase oder eher ein alter Gaul war. Oder war ich eher ein alter Esel? Wäre ich nicht so dumm gewesen, so hätte ich mich niemals auf die Sache mit dem Wurmloch eingelassen. Wütend trat ich mit dem Vorderhuf gegen die Tür der Box und schon fiel der verrostete Riegel ab. So einfach ging das. Meine Logik sagte mir, dass es sich mit dem Riegel der Stalltür ähnlich verhielt. Zu meiner Freude stellte ich fest, dass es hier noch einfacher war. Die Stalltür war nämlich nur angelehnt gewesen.

Ich trat ins Freie. Mittlerweile war es dunkel geworden und das verschaffte mir den Vorteil nicht gesehen zu werden, aber auch den Nachteil den Erzähler nicht zu finden.

„Der Tag näherte sich dem Ende“, hörte ich ihn in weiter Ferne. „Die Nacht verlief ruhig und ereignislos.“

„Alles, nur das nicht!“ dachte ich.

Auf eine ruhige, ereignislose Nacht würde in Windeseile ein Morgen

folgen. Ich musste für eine ereignisreiche Nacht sorgen. Während ich in die Richtung trabte, aus der ich die Stimme des Erzählers, also des Regisseurs, vernommen hatte, fiel mir ein, dass ich mir zwar viele Gedanken wegen der Stalltüren gemacht hatte, jedoch keine was den Erzähler betraf. Nun hatte ich wirklich ein Problem. Eines, das größer war als die Mücke oder der Ratgeber zur Bekämpfung derselben. Würde es nämlich schlagartig hell werden, so würden der Graf, der mich nicht zu vermissen schien und seine Freifrau kurzen Prozess mit mir machen und mich vom nächsten Weinberg in die Tiefe stoßen oder was auch immer ihnen einfiel.

„Mücke, steh mir bei!“ flüsterte ich.

„Endlich willst du mich mal nicht verscheuchen. Hast es wohl eingesehen, dass so ein kleiner Mückenstich gar nicht so schlimm ist. Aber wo bist du denn?“

„Hier!“

„Wo, hier?“

„Ich bin es, das Pferd.“

Erstaunlicherweise konnte ich mit der Mücke sprechen, was mir mit den anderen Pferden nicht gelungen war.

„An Pferde wage ich mich nicht heran. Die haben so ein dickes Fell über ihrer Haut. Das überlasse ich lieber den Pferdefliegen.“

„Mich kannst du getrost in Ruhe lassen“, sagte ich. „Aber da vorne auf dem Stuhl sitzt ein menschenähnliches Wesen. Das hat wunderbar süßes Blut!“

Im Schein dreier Monde des Planeten Schluck konnte ich den Erzähler nun gut erkennen. Interessanterweise zeigte ein Mond Vollmond an, einer Halbmond und der dritte war nur als Sichel erkennbar. Jetzt musste ich nur noch den Ratgeber herauf beschwören. Ich rieb mit meinem linken Vorderbein an meinem rechten Vorderbein und schon stand er wieder vor mir.

„Das ist gegen unsere Abmachung!“ jammerte die Mücke. „Du weißt doch, dass ich seine Qualmerei nicht leiden kann.“

„Hab ein wenig Verständnis für den armen Mann!“ riet ich der Mücke. „Der ist von seiner Raucherei genauso abhängig wie du von deiner Trinkerei.“

„Ha, ha, ha“, sagte die Mücke in verächtlichem Tonfall und schwirrte davon.

Ob die Mücke nun wirklich den Erzähler belästigte, konnte ich nicht

heraus finden. Wichtiger war mir, dass der Ratgeber dem Erzähler Gesellschaft leistete. Im Einzelnen verstand ich nicht, was er dem Erzähler zur Bekämpfung der Mücke riet. Dass es jedoch seine Wirkung tat, merkte ich daran, dass der Erzähler innerhalb weniger Minuten eingeschlafen war. So war es mir damals, als ich noch in dem Mittelalterroman mitspielte, auch ergangen. Soweit hatte also alles funktioniert. Ich hatte die Tür meiner Box öffnen können, die Stalltür öffnen können und der Erzähler war eingeschlafen. Nun musste ich mich nur noch in einen Menschen zurück verwandeln. Ich hatte auch schon eine Idee, wie ich das anstellen wollte. Meine Logik sagte mir, dass ich nur genügend von dem Orangensaft aus dem Swimmingpool auf dem Planeten Schmatz trinken musste. Dann würde der reine Saft das Gift in meinem Körper, welches mich in ein Pferd verwandelt hatte, so weit verdünnen, dass es wirkungslos wurde. Freudig trabte ich in die Richtung, wo ich den Ballon vermutete. Er stand tatsächlich an dem Ort, wo wir uns einen Tag zuvor auf den Weg zum Planeten Schmatz gemacht hatten, aber er wurde von zwei Gestalten bewacht.

Hatten die beiden mich vielleicht schon entdeckt? Als ihre Konkurrentin würde die tausendschöne Freifrau mich sicherlich aus dem Weg räumen wollen. Nun ja, sie hatte es schon versucht, indem sie mich in ein Pferd verwandelt hatte. Mich den Weinberg hinunter zu stoßen würde ihr nicht gelingen. Dort bekamen mich keine zehn Pferde hinauf, abgesehen davon, dass ich selbst eins war. Aber wer weiß, welche ausgefuchsten Ideen diese Person hatte. Vielleicht würden der Graf und sie mich im Ballon zum Planeten Schmatz begleiten, während unserer Reise total lieb tun, um mich dann bei unserer Ankunft zu einem Pferdemetzger zu bringen. Wenn die Bewohner des Planeten Schmatz so verfressen waren, dann aßen sie vielleicht auch Pferde.

„Das ist nur ein Pferd, das wird nicht den Ballon benutzen wollen“, sagte Lisa zu Kevin.

„Und wenn doch?“ fragte ich, erleichtert darüber, dass die beiden nicht der Graf und die Freifrau waren.

„Dann müssen wir das dem Erzähler melden“, sagte Kevin.

„Der Erzähler schläft und wird auch so schnell nicht aufwachen“, sagte ich und erzählte wer ich war, wie es zu meiner Verwandlung kam und wie der Mückenratgeber den Erzähler eingeschläfert hatte. Anschließend halfen mir die beiden in den Korb des Ballons zu steigen

und beschlossen mit mir davon zu reisen, wobei wir uns ein wenig quetschen mussten, weil ich viel Platz wegnahm.

Auf dem benachbarten Planeten Schmatz war es taghell. Die grünen Männchen begrüßten uns freundlich und führten uns zum Swimmingpool. Ich hatte den Eindruck, meine Befürchtung es gäbe Pferdemetzger unter ihnen, waren unbegründet.

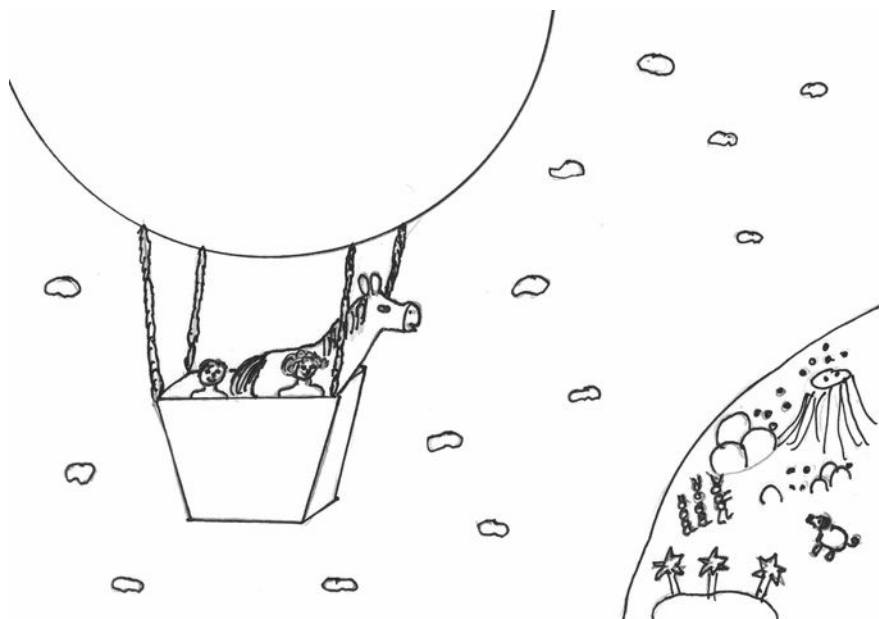
Meine Rechnung ging auf. Sobald ich eine gefühlte Menge von etwa zehn Litern getrunken hatte, was als Pferd durchaus möglich ist, verwandelte ich mich wieder in Karla in menschlicher Gestalt zurück und hatte noch eine Weile mit Magenproblemen zu kämpfen, weil Menschen normalerweise keine zehn Liter Orangensaft auf einmal trinken. Bevor wir zum Ballon zurückgingen unternahmen wir noch einen kleinen Spaziergang über den Planeten. Ein riesiger Obstgarten, in dem es auch Weinberge gab wie auf dem Nachbarplaneten, beeindruckte uns mit seinen vielen Farben.

„Nun müssen wir aber zum Ballon zurück“, sagte ich nach einer Weile. „Bevor wir wieder von dem Zeitgeist aus dem Roman geholt werden habe ich noch etwas zu erledigen.“

Lisa und Kevin schauten mich verwirrt an. Als wir wieder im Ballon saßen erzählten sie mir, dass sie nicht in der fünften Dimension gewesen waren, sondern einfach nur von einem Bücherregal geträumt hatten, ein Buch herausgenommen und aufgeschlagen hatten und hinein gesprungen waren. Es gab also verschiedene Wege in die Romane zu gelangen.

Im Morgengrauen erreichten wir wieder den Planeten Schluck. Der Erzähler schlief noch immer. Sein Manuskript war ihm aus den Händen gefallen. Bevor ich mich auf den Weg machte, die geheimnisvollen Wesen aus dem Schrank zu befreien, brauchte ich einen Kugelschreiber, Bleistift oder irgendein anderes Schreibutensil.

Wie ich vermutet hatte fand ich einen Bleistiftstummel in der Hosentasche des Erzählers. Der Ratgeber hatte ganze Arbeit geleistet, denn der Erzähler wachte nicht auf als ich in seiner Hosentasche herum kramte. Ich las die letzten Seiten des Manuskripts, las von der Begegnung mit dem Kurfürsten und dem Baron und vom Planeten Schmatz. Wütend las ich mir auch die Episode durch, in der ich in ein Pferd verwandelt wurde. Das war also alles von langer Hand geplant gewesen. Mit Schrecken las ich die nächsten Zeilen. Die Schrift leuchtete in rot. Offensichtlich begannen hier die Passagen, welche der Erzähler



noch nicht vorgelesen hatte. Dort wurde doch tatsächlich beschrieben wie ich mich wieder zurück in einen Menschen verwandeln konnte. Ich lief zurück zum Weinberg, hieß es nun, wo ich, Schreck lass nach, kurz nach Sonnenaufgang dem Grafen und seiner Freifrau begegnete. Letzterer würde ein Messer dabei haben, es mir an die Kehle setzen und.. Nein, das musste ich nicht im Detail lesen! Noch war die Sonne nicht vollständig am Horizont aufgetaucht. Also strich ich den nächsten Abschnitt großzügig durch und formulierte meine eigene Version:

„Kurz vor Sonnenaufgang, kurz bevor der Graf das Schloss verlassen wollte, versteinerte er wieder. Seine schöne Freifrau versuchte alles, um ihn wieder zum Leben zu erwecken. Als ihr das nicht gelang erstarrte sie zur Salzsäule. Der Erzähler indessen, schlief noch eine Woche.“

Nun musste ich nur noch den Schlüssel für den Schrank finden. Aber das war recht einfach.

„Karla fand den Schlüssel vom Schrank direkt links daneben“, schrieb ich in das Buch.

Das dreizehnte Kapitel enthält neben futuristischen Elementen Aspekte des modernen Kriminalromans

Die grünen Männchen und Weibchen in dem Schrank ähnelten im Entferntesten den Bewohnern des Planeten Schmatz. Aber wie elendig sahen sie aus? Ihre Wangen waren eingefallen, die Fingerchen dünn wie Spinnenbeine, ihre Antennen hingen schlaff herunter und ihre Farbe erinnerte an das trübe Wasser von Regenpfützen. Kein Vergleich mit dem saftigen Apfelgrün der Kleinen auf dem Nachbarplaneten.

„Vorher haben die Weinberge uns gehört!“ sagte ein grünes Weibchen. „Wir essen nämlich am liebsten Weintrauben. Dann aber hat uns dieses Wesen mit den fünf Augen in den Schrank gesperrt.“

„Das Wesen mit den fünf Augen kann euch nichts mehr tun“, sagte ich.

„Der ist zu Stein geworden, für immer und ewig.“

„Und wenn er doch wieder lebendig wird?“

Da wir uns auch nicht sicher waren, ob mir mein Plan wirklich gelungen war, luden wir unsere neuen Freunde in den Ballon ein und setz-

ten sie auf Schmatz wieder ab, wo es ja auch Weinberge mit schmackhaften Trauben gab.

Die grünen Männchen und Weibchen bevorzugten jedoch Speisen, die sie noch nicht kannten. Sie aßen sich an Unmengen von Schokoladenblättern satt oder stürmten die Vanilleeisberge mit den heißen Kirschen.

„Hier werden wir bleiben“, sagte nach einiger Zeit eins der grünen Männchen. „Den Ballon könnt ihr behalten.“

„Wollen wir zur Erde zurück fliegen?“ fragte ich Kevin und Lisa als wir im Ballon saßen.

„Dazu müssten wir erst mal dieses Buch verlassen“, sagte Kevin.

„Stimmt, daran habe ich nicht mehr gedacht“, sagte ich. „Aber vielleicht kann man von einem Buch ins nächste reisen. Ich habe übrigens ein Buch geschrieben über den Planeten

Blub. Ich bin ja auch mal da gewesen. Das war als ich vor einem Jahr auf der Rolltreppe gestürzt bin...“

Ich redete mich in Fahrt. Plötzlich griff etwas nach mir und zog mich aus dem Ballon: Kevin und Lisa versuchten, mich zurück zu ziehen.

„Ist alles in Ordnung“, sagte ich. „Meine Zeit läuft gerade wieder ab. Ich meine die Zeit von meinem Buch. Erkläre ich euch später.“

Im nächsten Moment stand ich wieder in der Bahnhofsbuchhandlung der fünften Dimension dem Zeitgeist gegenüber. Das Pendel seiner Uhr schlug schnell hin und her. Ich konnte ihm so schnell nicht folgen.

„Bitte, lieber Zeitgeist, könntest du deine Botschaft wiederholen?“

„Gefahr droht, suche dir bitte schnell ein neues Buch!“

„Woher weißt du das?“

„Als Zeitgeist kann ich in die Zukunft sehen, sonst wäre ich kein Zeitgeist!“

Ich stellte lieber keine weiteren Fragen, sondern versteckte mich hinter einem Regal mit Spraydosen. Meine Neugier war stärker als meine Angst vor einer Gefahr, von der ich nicht wusste, worum es dabei ging. Eine Gestalt mit fünf Augen betrat den Raum. Zuerst dachte ich, es sei Freifrau von Nöschdnesaut, die ich doch soeben erst in eine Salzsäule verwandelt hatte. Dann erkannte ich an der Stimme, dass es der Raumpolizist war.

„Hier müsste sie sein! Ich weiß es genau. Bitte helfen Sie mir!“

Ich vernahm einige Pendelschläge, die ich nicht deuten konnte, da ich

das Morsealphabet nur verstand, wenn ich es vor mir nachlesen konnte.

„Die Dame hat sich mehrerer Straftaten schuldig gemacht“, schimpfte der Raumpolizist. „Dazu gehören Revolte, Rebellion, Revolution, Vorspiegelung falscher Tatsachen, im einzelnen Erfinden eines Planeten, den es nicht gibt, Flutsch aus der Justizvollzugsanstalt von Flucht, ich meine, Flucht aus der Justizvollzugsanstalt von Flutsch. Außerdem liegt noch eine Strafanzeige unseres geschätzten Autors Philadelphias Phrimm gegen die werthe Dame vor wegen unerlaubten Ausstiegs aus seinem Roman, ohne Beendigung des von ihm in seiner höchsten Genialität erdachten Konflikts zwischen einem Papst und einem Kaiser. Die angeblich vom Planeten Erde stammende Frau hat dieses zu preisen und zu rühmen gedachte literarische Werk durch ihren unvorhergesehenen Ausstieg in schändlicher Weise beschmutzt.“

Ich stellte mir vor, wie gleich aus den fünf Augen des Raumpolizisten die Tränen rinnen würden und musste unwillkürlich lachen.

Der Zeitgeist schlug dreizehn, was soviel bedeutete wie: „Das darf nicht wahr sein! Du bist ja immer noch da!“

Gleichzeitig fuhr er seine Zweige aus und umklammerte den Polizisten.

„Sie dumme Standuhr gehen wohl nach dem Mond!“ schrie der Raumpolizist. „Was soll das?“

Ich schnappte mir den dritten Roman, einen Krimi mit dem Titel: „Mord im Raum“ von Philatelias Phrimm und hoffte, nicht als Opfer auserkoren zu werden. Dieses Mal wurde, nachdem ich die Spraydose leer gesprüht hatte, nichts aufgebaut. Weder ein Erzähler, noch Kevin und Lisa waren zu sehen. Stattdessen erschien vor mir ein Klotz von einem Gebäude. Wie eine mächtige Betonwand umzingelte es mich bald von allen Seiten. Ich stand mitten vor dem Eingangsportal, das über einige Stufen zu erreichen war.

„Universe Creation Center GmbH“ stand über der Tür. War die englische Sprache schon im ganzen Weltall bekannt? Ach was. Ich träumte ja wieder. Fragte sich nur, wie lange noch.

Ein Mann im weißen Kittel öffnete die Tür und kam auf mich zu. Natürlich hatte auch er fünf Augen.

„Da ist ja endlich unsere Frau Oberinspektor“, begrüßte er mich mit einem Handschlag. „Darf ich fragen, von welchem Planeten Sie stammen?“

„Vom Planeten Pling“, erfand ich spontan meine Herkunft, wusste ich doch, dass die Erde kein hohes Ansehen bei dem Rest der Milchstraßenbevölkerung hatte.

„Solch ein Planet ist mir nicht bekannt. Sicherlich stammen Sie nicht von der Milchstraße.“

„Ich entstamme einem Paralleluniversum.“

„Das müsste im Verzeichnis stehen. Lassen Sie mich nachsehen!“

Auch er zückte ein Smartphone.

„Bedaure, es gibt keinen Planeten namens Pling, der bei uns im Universe Creation Center hergestellt wurde.“

„Sie haben Recht. Mein Heimatplanet wurde anderswo hergestellt.“

„In einem Konkurrenzunternehmen? Wie können Sie mir garantieren, dass Sie nicht vorhaben, Wirtschaftsspionage zu betreiben?“

„Die Firma, welche meinen Heimatplaneten hergestellt hat, ist jederzeit bereit mit der Universe Creation Center GmbH zu fusionieren“, sagte ich. „Außerdem bin ich im Auftrag des Planeten Flutsch hier.“

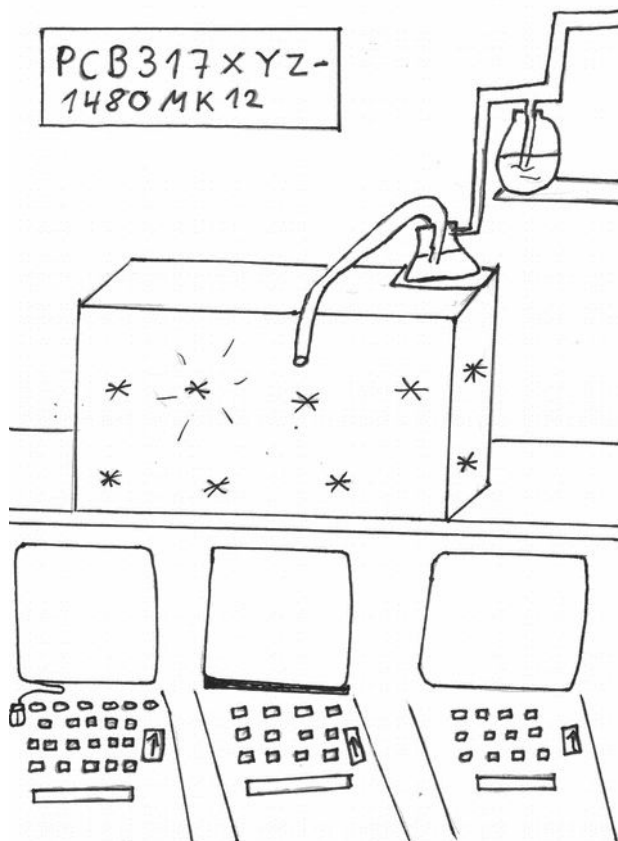
Letzteres Argument zeigte Wirkung. Der Mitarbeiter führte mich in ein Gebäude. Im Vorraum zeigten Wegweiser in alle möglichen Richtungen. Es gab ein Büro für Alldesign, eine Forschungsabteilung für Sonnentemperaturen, ein hydrotechnisches Institut für Wasserplaneten, ein polymeres Labor zur Herstellung und Erforschung von Gasplaneten und einige hundert Abteilungen, die sich auf die Herstellung diverser Gesteinsarten spezialisiert hatten, nur im Erdgeschoss.

Wir gingen einen Flur entlang und erreichten einen Aufzug.

„Die Abteilung zur Herstellung und Bewahrung von Universen, in denen sich Planeten mit Leben befinden, liegt im achten Stock“, erklärte mir der Außerirdische im weißen Kittel.

Im achten Stock mussten wir noch drei weitere Flure durchqueren bis wir an eine Glastür gelangten. Dahinter befand sich eine Art Großraumlabor. Der Geruch ließ mich im ersten Moment an ein pathologisches Institut denken, zu dem ich mal irgendwelche Proben bringen musste als ich mal einen Job bei einem Fahrradkurierdienst hatte. Den Job wurde ich zum Glück schon nach einem Tag wieder los, weil ich viel zu langsam gewesen war.

Ich bahnte meinen Weg durch Schläuche, stieß beinahe ein Gestell aus Bunsenbrenner und Erlenmeyerkolben um und folgte einem längeren Schlauch, der die Verbindung zu einer Art Aquarium herstellte. Zu meinem Erstaunen schwammen in dem Aquarium jedoch keine Fische,



sondern Sterne und vereinzelt Planeten von der Größe eines Sandkorns. Hier wurden tatsächlich Universen hergestellt und aufrechterhalten.

Während ich noch fasziniert beobachtete wie in einem Aquarium gerade ein neuer Stern aus einem Quasar entstand, sprach mich Professor Gravitatus mit einem Mal von hinten an.

„Der Fall, um dessen Aufklärung wir Sie hierher bestellt haben, ist folgender: Es geht um das Verschwinden der Alldesigner Herr und Frau Schöpfer. Zuletzt gesehen wurden sie vor etwa zwölf Milliarden Jahren. Sie hatten gerade ihre Pläne für die Konstruktion des Universums, Bereich BXC-357-20TY, also der Milchstraße, fertig gestellt. Danach hat sie niemand unserer Kolleginnen und Kollegen mehr gesehen. Keine Leiche, keine Indizien, wo sie zuletzt gewesen sein könnten. Kurzum, es fehlt von den beiden jede Spur. Das einzige, was sie uns hinterlassen haben, ist eine Sammlung von Bauplänen. Genauer gesagt, zwölf Stück.“

Professor Gravitatus reichte mir die Pläne, Papierbögen von der Größe DIN A2 und ich sah mir jeden einzelnen genau an.

Der erste Plan zeigte die Milchstraße als junge Galaxie, ein einfacher Spiralnebel. Der zweite ließ schon vereinzelt Sternbilder erkennen. Mehrere andere Pläne bildeten Sonnensysteme ab. Darunter gab es auch einen, der unschwer als unser Sonnensystem zu erkennen war. Als ich dann auch noch eine Zeichnung des blauen Planeten entdeckte brach ich vor Entzücken fast in Tränen aus.

Die zwölfte Zeichnung zeigte noch einmal die Erde von etwas näher, aber sie sah irgendwie verwackelt aus. So als ob ein Kind versucht hätte sie zu zeichnen.

Nun handelte es sich bei den Designern um ein Ehepaar. Ich sah mir die übrigen elf Bögen noch einmal an. Einige waren mit M. Schöpfer und einige mit R. Schöpfer unterzeichnet. Ich stellte fest, dass R. Schöpfer die Sternkonstellationen entworfen hatte, während M. Schöpfer sich den Planeten und Monden gewidmet hatte. Keine dieser elf Zeichnungen sah jedoch so verwackelt aus wie die zwölfte. Ich betrachtete noch einmal die Unterschriften. Beim letzten Bild fand ich keinen Anfangsbuchstaben eines Vornamens. Nur den Nachnamen Schöpfer. Aber, Moment mal! Da stand überhaupt nicht Schöpfer, da stand Schröpfer. Hatte jener Schröpfer die Unterlagen an sich gerissen und die Ideen der Schöpfer gestohlen?

Aufgeregt zeigte ich Professor Gravitatus meine Entdeckung. „Ein interessanter Fall“, murmelte dieser bloß und wandte sich wieder seinen Reagenzgläsern zu. „Leider habe ich keine Zeit, Sie bei den weiteren Ermittlungen zu unterstützen. Am besten, Sie nehmen das nächste Surfbrett und reisen in der vierten Dimension immer weiter rückwärts. Irgendwann werden Sie schon sehen, was los ist.“

In der vierten Dimension sollte ich bis zur Entstehung des Weltalls zurück reisen. Schon allein bei dem Gedanken wurde mir schwindelig. Professor Gravitatus begleitete mich einen gefühlten Kilometer durch das Gebäude, durch Keller und Dachboden und an unzähligen Laboren mit abenteuerlichen Gerüchen vorbei bis zu einer Tür mit der Aufschrift „Abflughafen“.

„Wir müssen uns beeilen“, bemerkte der Professor. „Die Entstehung des Weltalls wird nur alle hundert Jahre einmal angeflogen.“

Wir betraten eine Halle mit zahlreichen Schaltern und Anzeigetafeln, welche Flüge in sämtliche Galaxien anzeigten.

„Sind die Fluggäste allesamt Kriminalkommissare auf der Suche nach all-weiten Verbrechen?“ fragte ich.

„Die wenigsten. Die meisten Fluggäste sind Forscher und Laborangestellte, die sich für die Entwicklung neuer Galaxien an schon entwickelten Vorbildern orientieren. Die Erklärungen ihrer Kolleginnen und Kollegen reichen ihnen nicht. Sie möchten sozusagen am lebenden Objekt studieren..“

„Ich verstehe“, sagte ich., obwohl ich keinen blassen Schimmer hatte, wie man auch nur einen einzigen Planeten, geschweige denn eine Galaxie herstellte.

„Wir müssen einchecken“, wies mich der Professor an. Es gab nur einen Schalter für Reisen in die vierte Dimension und dort stand schon eine beträchtliche Schlange.

„Warum kommen immer alle Leute auf die gleiche dumme Idee?“ stöhnte ich.

„Es kommen nicht alle auf die gleiche Idee, bis zur Entstehung des gesamten Weltalls zu reisen“, sagte mein Begleiter. „Es könnte sogar möglich sein, dass Sie, Frau Inspektor, die einzige sind, die sich nicht von solch einer waghalsigen Unternehmung abhalten lässt.“

Ich schaute den Professor fragend an.

„Ihnen ist natürlich bewusst, dass Sie nicht zu schnell auf das entstehende Weltall zu steuern dürfen. Reisen Sie zu weit, so wird Sie das

ewige Nichts verschlingen, welches vor der Entstehung des Alls vermutet wird.“

„Natürlich, ich habe entsprechende Vorkehrungen getroffen“, sagte ich und klang dabei sicherlich nicht besonders souverän.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kam ich endlich am Schalter an und erfuhr, dass ich wirklich die einzige Passagierin für diese weite Reise sein würde.

„Sie haben Glück, dass wir diese weite Reiseroute überhaupt noch im Programm haben“, bemerkte die Angestellte, eine grünhäutige, pummelige Dame mit violetten Sprenkeln im Gesicht. „An und für sich werden Reisen zur Entstehung des Alls kaum noch nachgefragt. Ich hoffe, Sie haben die Warnungen des außergalaktischen Amtes gelesen.“

„Das habe ich“, log ich.

„Dann kann ich Ihnen nur eine gute Reise wünschen“, sagte die Angestellte. Sie zeigte auf eine Tür.

„Vergessen Sie das Surfbrett nicht!“ rief sie mir noch hinterher.

Das hatte ich liegen gelassen, weil ich erwartet hatte in ein Flugzeug oder Raumschiff zu steigen.

Aber nein! Es erwartete mich nichts als das dunkle All und eine Ampel bestehen aus einem blauen Scheinwerfer, welcher die vierte Dimension anzeigte und einer Leuchtschrift : „Bitte warten!“

Noch einmal verging eine gefühlte Ewigkeit. Ich erinnerte mich wie ich mal an einer neuartigen Looping-Rutsche eines Spaßbades gewartet hatte. Während eine Ampel mir „Rot“ signalisierte, steigerte ich mich in den Gedanken hinein, ich könnte in der Rutsche steckenbleiben. Letztendlich hatte ich kehrt gemacht.

Gerade wollte ich auch umkehren als die Anzeige „Gute Reise!“ wünschte. Hinter mir ging eine Absperrung herunter, so dass es für mich in diesem Fall kein Zurück mehr gab. Schreiend sprang ich auf das Surfbrett.

Das vierzehnte Kapitel verweist auf neueste Erkenntnisse der physikalischen Forschung

Nach einigen Sekunden, in denen ich mich wie im freien Fall fühlte, kam es mir plötzlich so vor als würde ich von einer Schraubzwinge eingequetscht. Ich geriet in Panik, merkte aber schnell, dass das Gefühl zwar nicht nachließ, mich aber nicht wirklich zerquetschte.

Sternenhaufen tauchten vor mir auf, die sich immer weiter verdichteten. Irgendwann konnte ich komplette Galaxien erkennen. Nun verstand ich dieses unangenehme Gefühl des zusammen gepresst Werdens. Das Weltall, das sich normalerweise ausdehnte, fiel durch meine Reise in die Vergangenheit immer mehr in sich zusammen. Um mich herum ertönte Musik, die Beatles und Amy Winehouse im Wechsel. Außerdem flog ich nicht mehr durch das All, sondern durch die Räume einer Wohnung. Durch Wohnräume, Schlafräume und Küchen, bis ich in einer großen Halle landete, wo mir zu meiner Überraschung Graf Uzdunov begegnete, der doch im vorigen Roman zu Stein geworden war. Sein Gesicht sah anders aus als ich es in Erinnerung hatte. Das war nicht mehr das freundliche Gesicht eines etwas verrückten, alten Mannes.

„Na, hast du den Knall auch gehört?“ fragte er mich. Seine hämische Fratze verhieß nichts Gutes.

„Ich komme aus der Zukunft, nicht aus der Vergangenheit“, sagte ich.

„Der Knall ist in der Vergangenheit geschehen. Also kann ich ihn nicht gehört haben.“

„Dann ist dir der Urknall entgangen.“

Ich blickte mich um. Irgendetwas stimmte hier nicht. Auf einem Beistelltisch entdeckte ich einen Revolver.

„Du hast ihn also schon entdeckt, meinen Revolver, mit dem ich das Ehepaar Schöpfer beseitigt habe“, säuselte der falsche Graf. „Ein Schuss reichte für alle beide, weil sie so günstig hintereinander standen. Wenn du aber den Urknall verpasst hast, so will ich ihn dir gerne noch mal vorführen.“

„Ich habe ein Surfbrett dabei, mit dem ich in die Vergangenheit reisen kann und dann werde ich Frau und Herrn Schöpfer noch lebend einsammeln.“

„Dazu wirst du nicht mehr kommen!“

Der Urknall in Form eines Schusses traf mein Surfbrett, das sofort in

zwei Teile zerbarst.

„Schlechte Qualität“, dachte ich und wunderte mich gleichzeitig darüber, wie man im Angesicht des Todes solch banale Gedanken haben konnte.

„Wo sind eigentlich die Leichen von den Schöpfern?“ fragte ich. „Ansonsten glaube ich Ihnen nicht, dass Sie in der Lage sind, mich zu beseitigen. Schließlich haben Sie mit Ihren fünf kurzsichtigen Augen nicht mich, sondern das Brett getroffen.“

„Ich habe die beiden um die Ecke gebracht“, brüstete sich der Graf.

„Das sagten Sie schon.“

„Folgen Sie mir!“

Herr Schröpfer wandte sich zur Tür. Ich hätte die Gelegenheit nutzen und ihn hinterrücks erschießen können. Aber ohne das Surfbrett kam ich hier nicht weg. Also folgte ich ihm und meiner Neugier wieder durch mehrere Räume auf eine Art Terrasse, die ringsum das Gebäude herum zu führen schien und nur etwa einen Meter schmal war. Wir liefen bis zu einer Ecke.

„Hier, um diese ‚Ecke herum bin ich gegangen und habe die Leichen im ewigen Nichts entsorgt. Und hier könnte ich dich ebenfalls entsorgen, auch ohne Revolver. Dieses Mal entgehst du mir nicht. Wolltest mich für immer versteinern lassen, aber zum Glück ist der Erzähler rechtzeitig wieder aufgetaucht und hat den Text noch mal geändert.“

Entsetzt sprang ich zur Seite, genau ins Nichts, wo der wertige Herr mich eben noch entsorgen wollte.

Mit den Händen hielt ich mich verzweifelt an der steinernen Kante der Terrasse fest. Ich versuchte mich hochzuziehen, was mir auch mit letzter Kraft gelang. Kaum war ich oben, da stieß mich ein Tritt von Herrn Schröpfer in die Finsternis.

„Nicht schon wieder!“ dachte ich.

Das Gebäude entfernte sich mit rasanter Geschwindigkeit von mir. Oder entfernte ich mich von dem Gebäude? Wie dem auch sei, hier gab es nichts außer einiger umher treibender Teile, die wie an beiden Enden zusammen geknotete Springseile aussahen. Angestrengt versuchte ich zu deuten, was es mit diesen Teilchen auf sich hatte. Ja, Teilchen waren es. Am Anfang gab es nichts als Teilchen, kein Leben, nur dusselige Teilchen. Ein Fall für irgendwelche Physikprofessoren, aber nichts für mich. Ich hatte mal einen Putzjob bei einer Frau Dok-

tor der Physik gehabt. Sie brauchte angeblich Entlastung im Haushalt, um an ihrer Habilitation zu schreiben. Doch anstatt sich ihren Studien zu widmen lief Frau Doktor hinter mir her, durch das komplette Haus, um zu kontrollieren, ob ich auch wirklich gründlich putze.

Aber irgendwie kamen mir die Teilchen trotzdem bekannt vor. Nein, vom Unterricht in der Schule her kannte ich sie nicht. Ich hatte mal einen Film im Internet gesehen, wo es um diese Teilchen ging. Bei einer Party bei meinem Jugendfreund – ich meine den, der auf der Alm lebte – gab es oft intellektuelle Gespräche, denen ich nicht immer folgen konnte. Aber die Sache mit der String-Theorie hatte ich mir gemerkt, weil es dabei um andere Dimensionen und parallele Universen ging. Als kreative Frau fand ich das spannend: Immer neue Universen entdecken, was für ein Abenteuer!

Ich hatte es also mit String-Teilchen zu tun. Warum aber waren die hier so groß? In dem Film, den ich nach der Party gesehen hatte, waren sie doch als winzig und mit bloßem Auge auf keinen Fall erkennbar beschrieben worden. Da fiel mir ein, dass früher Vieles größer war als im beginnenden 21. Jahrhundert der Zeitrechnung, wie ich sie kannte. Es gab riesige Insekten und es gab riesige Reptilien, die Dinosaurier. Wieso sollten nicht auch die String-Teilchen kurz nach dem sogenannten Urknall größer gewesen sein als zu meiner Zeit?

Ein Teilchen flog direkt auf mich zu. Hatte ich da nicht ein Gesicht gesehen? Nein, sogar zwei. Ich schwebte durch die Begrenzung des Teilchens.

„Willkommen in Dimension 1326517“, verkündete eine sanfte Frauenstimme. Hinter ihr tauchte ein Mann mit grüner Haut und langen, roten Rastazöpfen auf. Die Frau war blauhäutig und hatte rosa Rastazöpfe.

„Seid ihr Herr und Frau Schöpfer?“ fragte ich vorsichtig.

„Die sind wir“, sagten beide im Chor.

„Aber ich dachte, Sie wären...“, stammelte ich.

„Nein, wir sind nicht tot“, sagte Frau Schöpfer. „Zumindest nicht in dieser Dimension. In der anderen sind wir ermordet worden. Aber das spielt keine Rolle. Es gibt doch so viele andere Dimensionen. In welche möchtest du denn?“

Ihre Stimme klang mütterlich sanft.

Ich brauchte nicht lange zu überlegen.

„Ich möchte in die fünfte Dimension zurück“, sagte ich.

Ich sehnte mich nach dem Buchladen und dem Zeitgeist. Irgendwie musste es von dort aus einen Weg zurück zur Erde geben und wenn ich den nicht fand, so konnte mir vielleicht einer der zahlreichen Ratgeber weiterhelfen. Die drei Romane hatte ich ja durch. Ich hoffte, dass nicht alle Ratgeber so nervig waren wie der, wie man Mücken los wird.

Hatte es nicht in der hinteren Ecke des Buchladens einige, wenige philosophische Werke gegeben? Vielleicht konnten mir die weisen Meister aus den intelligenten Ecken des Weltalls helfen.

Mit einem Mal stand ich vor einem Hallenbad. „Ursuppe – städtische Badeanstalt“ verhiessen die Lettern auf dem Dach.

„Ich habe aber keine Schwimmsachen dabei“, lamentierte ich.

„Das brauchst du auch nicht“, sagte Frau Schöpfer. „Geh nur den Gang hindurch bis zu den Schließfächern! Dort müsstest du im Fach Nummer Fünf die fünfte Dimension finden. Normalerweise arbeiten mein Mann und ich hier nebenberuflich als Bademeister, aber einmal die Woche haben wir frei. Lass dir einfach von unserem Auszubildenden den Schlüssel geben!“

Im nächsten Moment stand ich im Gebäude. Das Ehepaar Schöpfer war nicht mehr zu sehen.

Der Azubi sah süß aus: Klein, knubbelig, lange, blonde Haare und schöne, dunkelblaue Augen. erinnerte mich total an Sherlock, meinen geliebten Mann auf der Erde.

„Den Schlüssel mit der Nummer Fünf habe ich leider nicht mehr“, sagte der süße Mann. „Den hat eben schon ein anderer Badegast mitgenommen.“

„Wie sah er aus?“ fragte ich.

„Irgendwie steinreich. Ja, manchmal kam er mir vor als wäre er aus Stein.“

„Vielen Dank“, sagte ich.

Soeben wollte ich davon eilen als mir noch ein Gedanke kam.

„Darf ich dich einmal umarmen? Du siehst genauso aus wie jemand aus einer anderen Dimension, den ich sehr lieb habe.“

„Aber gerne doch“, sagte der Mann, der mir wirklich seltsam vertraut vorkam. „Auch wenn wir zur Zeit in verschiedenen Dimensionen leben, so soll uns das nicht trennen.“

Wir umarmten uns innig, drückten uns fest und dann musste ich leider weiter, um den Grafen zu finden.

Ich eilte durch ein Labyrinth aus Millionen von Schließfächern. Irgendwann hörte ich jemanden kichern und im nächsten Moment sah ich den Grafen in tropfnasser Badehose an mir vorbei flitzen. Einen Schlüssel konnte ich so schnell nicht an seinem Körper entdecken, also musste der Schlüssel noch auf dem Grund der Ursuppe liegen.

Nach einigen Irrungen, Wirrungen und Sackgassen hatte ich endlich die Glastür zur Ursuppe erreicht. Von seiner äußeren Form her sah die Ursuppe genauso aus wie ein gewöhnlicher Swimmingpool. Aber die Farbe des Wassers änderte sich permanent. Außerdem fiel mir auf, dass in dem Becken kleine Gemüsestückchen herum schwammen. Logisch, wenn es sich um eine Suppe handelte.

Mit Bekleidung sprang ich ins Wasser. Nur die Schuhe zog ich vorher aus. Der süße Bademeister würde es mir bestimmt verzeihen. Es war wirklich nicht einfach zwischen Blumenkohl und Möhren nach einem Schlüssel zu tauchen. Als sich das Wasser gerade einmal zitronengelb färbte hatte ich klare Sicht. Zwischen Brokkoli und Kohlrabi schimmerte ein blaues Armband. Kurz bevor sich das Wasser dunkelgrün färbte gelang es mir, das Armband aus dem Wasser zu fischen und daran hing tatsächlich ein Schlüssel mit der Nummer Fünf. Nun musste ich nur noch die Odyssee durch das Labyrinth aus Schließfächern und dazwischen liegenden Gängen bestehen, um zum Schließfach Nummer Fünf am Eingang zurück zu finden. Aber das war letztendlich eine Kleinigkeit für mich, hatte ich doch schon eine Odyssee durch fünf Dimensionen des Weltalls hinter mich gebracht.

Das fünfzehnte Kapitel wechselt auf die philosophische Ebene

Kaum hatte ich das „Stringseil“ aus dem Schließfach genommen und mir um den Hals geworfen, als ich auch schon dem Zeitgeist gegenüberstand. Ein Blick in die Buchhandlung sagte mir, dass ich nicht mit ihm alleine war. Überall wuselten fünfäugige Gestalten herum. Darunter – Schreck lass nach – der Raumpolizist und – Schreck zwei lass nach – Frau Nöschnesaut, die mich in ein Pferd verwandelt hatte und – Schreck hoch drei lass nach – die Mücke. Letztere hatte allerdings keine fünf Augen.

Zwischen all dem Gewusel himmelte die Standuhr unaufhörlich. Ich

blieb stocksteif stehen. Wie kam ich hier nun wieder weg? Ein Zweig wuchs aus der Standuhr und legte sich mir auf die Schulter. Erst jetzt begriff ich, dass sie eine Botschaft für mich hatte.

„Geh ruhig in den Buchladen. Die anderen beachten dich gar nicht“, entzifferte ich.

Der Zeitgeist hatte Recht. Frau Tausendschön rückwärts gelesen packte eifrig Bücher aus Kartons in leere Regale und zeigte dabei mehr Arbeitseifer als ich ihr zugetraut hätte und der Raumpolizist versuchte der Mücke zu entkommen. Meine Worte im Gefängnis, die Mücke solle lieber den Polizisten stechen, hatten tatsächlich gewirkt. Die Mücke hatte ein anderes Opfer gefunden. In einer Ecke tauchte eine Gestalt auf.

Ich bewegte mich vorsichtig auf sie zu. Es war jene Ecke, wo ich einige Bücher mit philosophisch klingendem Titel gefunden hatte. Aus einem Nebel entstanden Umrisse, die zunehmend eine Frau mit langen, roten Haaren, zwei Augen, Perlenkette und hellblauem Kleid entstehen ließen. Sie sah ein wenig so aus, als ob sie durchsichtig wäre.

„Komm mit, bevor sie dich entdecken!“ bot sie mir ihren Kontakt an.

Ehe ich mich versah stand ich wieder auf dem Bahnhofsvorplatz und erlebte ein Wunder. Von dem Platz gingen mehrere Straßen ab. Insgesamt ähnelte die Landschaft stark meiner Heimatstadt. Einzig das Wetter hätte schöner sein können. Es goss in Strömen und zudem fegte ein eisiger Wind durch die Straßen.

„Mädchen, wie luftig bist du denn gekleidet?“ sprach die unbekannte Dame mich erneut an. „Pass auf, dass du dich nicht erkältest!“

Sie klappte einen hellgrünen Schirm auf und nahm mich mit darunter.

„Ich wusste nicht, dass das Wetter hier so mies sein würde“, sagte ich. Die Tatsache, dass meine Begleiterin auch recht luftig gekleidet war, ignorierte ich.

„Es ist günstig, immer vorher aus dem Fenster zu schauen bevor man irgendwo hingeht“, wurde ich belehrt.

War meine Begleiterin auch einem Ratgeber entsprungen?

„Aber wir sind ja gleich im Warmen.“

„Wohin gehen wir?“ versuchte ich, die fremde Frau von ihren Ratschlägen abzulenken.

„Zu der Versammlung der letzten Weisen des Universums. Es sind leider nicht mehr viele von ihnen übrig geblieben. Aber ich dachte, du wüsstest das? Oder bist du etwa eine Spionin vom Planeten Flutsch?“

„Nein, sonst hätte ich fünf Augen“, sagte ich, ohne von meiner Begründung überzeugt zu sein

Wir überquerten eine Ampelanlage, gingen eine Treppe hoch, liefen durch eine Fußgängerzone und kamen an einigen gut besuchten Geschäften vorbei. Der Regen ließ ein wenig nach, trotzdem fror ich.

„Eine Jacke aus Baumwolle hättest du dir anziehen sollen. Die hält schön warm“, sagte die Unbekannte. „Aber wenn du nun mal keine dabei hast, empfehle ich dir, daheim sofort ein heißes Bad zu nehmen.“

„Wer sind die Weisen des Universums?“ fragte ich.

„Sie stammen aus unendlich vielen Dimensionen und von unendlich weit entfernten Planeten. Sie haben sich mit der Frage nach dem Sinn der Existenz eines Universums gefragt, Raum und Zeit definiert und sich Gedanken über den Istzustand des Seins gemacht.“

„Aha“, sagte ich. Mehr fiel mir dazu nicht ein.

„Früher hat es riesige Bibliotheken mit unseren Werken gegeben. Aber sie sind alle von einigen stümperhaften Autoren des Planeten Flutsch leer geräumt worden und mittlerweile erdreisten sie sich sogar, die fünfte Dimension, unseren letzten Rückzugsort zu erobern. Anstelle unserer ewig gültigen Philosophie sollen ihre Ratgeber in den Regalen stehen. Dem muss Einhalt geboten werden, unbedingt!“

Was sollte ich als Laie dazu sagen? Auf der Erde besuchte ich einmal im Monat einen Philosophiekurs für Anfänger, um wenigstens ein Bisschen Allgemeinbildung zu erlangen. Aber das würde mit Sicherheit nicht ausreichen, um im Kreise der großen Weisen aufgenommen zu werden.

„Du hast Recht“, sagte ich. „Ich stamme von der Erde und ärgere mich auch oft darüber, dass das Niveau der in den Buchläden angebotenen Bücher immer mehr sinkt.“

Während ich meiner Begleiterin von meiner Gewohnheit erzählte, Zeitgeiststudien in Bahnhofsbuchhandlungen zu betreiben, betraten wir ein etwas sanierungsbedürftiges Gebäude zwischen einem Gebraucht-möbelladen und einem Zeitungskiosk. Schlagartig sah die mir unbekannte Frau nicht mehr durchsichtig aus.

Zwei Frauen im Rentenalter standen hinter einem langen Metalltisch und schöpften Erbsensuppe aus einem großen Topf in die Teller einiger in einer Warteschlange stehenden Personen. Vom Aussehen und der Kleidung der Wartenden schloss ich, dass es obdachlose Menschen waren. Schweigend trotteten die Wartenden, nachdem sie ihre Portion

Suppe bekommen hatten, mit ihren dampfenden Tellern in einen Raum hinter der Küche. Dicht an dicht standen sie beieinander in dieser Kammer, deren Dunkelheit nur durch eine lose, an einem Kabel an der Decke hängenden Glühbirne beleuchtet wurde.

„Ich habe hier eine Bewohnerin des Planeten Erde mitgebracht, unserer Parallelwelt“, stellte meine Begleiterin mich vor.

„Sie ist ein wenig zu leicht bekleidet für das Wetter. Ich habe ihr unterwegs Tipps gegeben, wie sie sich wetter gemäß anziehen könnte.“

„Verräterin!“ entrüstete sich ein Mann in der Ecke und ließ dabei beinahe seinen Suppenteller fallen.

„Abgesehen davon, dass du mit dem Kleid und der Perlenkette auffällst, frage ich mich, ob du dich nun auch den schändlichen Ratgebern angeschlossen hast, Nurdug?“

„Nein“, stammelte Nurdug.

„Leere bitte deine Taschen!“ forderte der Mann sie auf.

Im schwachen Schein der Glühbirne konnte ich erkennen, dass er wohl mal eine Art Ritterrüstung getragen hatte. Jetzt trug er nur noch einen Pullover, in dem einige Metallstückchen hingen, so als hätte er ihn aus einer Mülltonne gezogen.

Kleinlaut zog Nurdug ein Buch aus der Tasche.

„Gesundheit, leicht gemacht“, las ich auf der Titelseite.

„Das ist doch nur ein Gesundheitsratgeber“, sagte eine Frau, die ein zerschlissenes Nachthemd trug, das Reste von kunstvollen Stickereien aufwies. „Hatten wir uns nicht letzte Woche darauf geeinigt, dass wir Gesundheitsratgeber gelten lassen, Derfla?“

„Ja, ich erinnere mich“, brummte Derfla. „Die viele Erbsensuppe macht mich schon völlig konfus.“

„Es ist nicht gesund, täglich Erbsensuppe zu essen“, sagte Nurdug. „Deshalb habe ich ausnahmsweise einmal einen Ratgeber stibitzt. Aber ich schwöre, niemals werde ich mich unter die Ratgeber mischen. Immer werde ich den Weisen des Universums treu bleiben. Aber noch einmal zu dieser jungen Dame. Wie uns ist auch ihr aufgefallen, dass das Niveau der in den Buchhandlungen angebotenen Literatur stetig sinkt. Scheinbar haben die Autoren des Planeten Flutsch auch schon die Buchläden der Erde erobert.“

Bevor ich dazu etwas sagen konnte trat die Frau in dem Nachthemd vor. „Ich schlage vor, dass wir nach dem kategorischen Imperativ vorgehen sollten“, sagte sie. Ich schaute die Dame fragend an.

„Handle stets so, dass es ein allgemein gültiges Gesetz werden kann! Zitat von Immanuel Kant, Erdbewohner. Aber wie solltest du das auch wissen, junges Fräulein? Wo dir heutzutage doch nur Schundliteratur angeboten wird.“

„Ich würde gerne mal etwas von euch lesen“, sagte ich. „Womit beschäftigt ihr euch denn?“

„Ich bin Eterg“, sagte die Frau in dem zerschlissenen Nachthemd. „Einst beschäftigte ich mich mit der Einheit und dem Zusammengehörigkeitsgefühl allen Lebens im gesamten Universum. Heute kann ich mich nur noch mit Fragen beschäftigen, wie: Ist die Erbse ein soziales Wesen? Hat eine Erbse in der Erbsensuppe eine Art Kollektivbewusstsein?“

Derfla legte seinen Teller beiseite und trat vor: „Früher habe ich mich mit der Bedeutung der Unendlichkeit des Universums in Raum und Zeit beschäftigt. Heute untersuche ich nur noch die Fragestellung, ob es eine Ausdehnung des Tellers gibt, wenn man die Erbsensuppe erhitzt.“

„Ich wiederum habe mich viele Jahrhunderte mit der Frage nach dem Sein oder Nichtsein beschäftigt. Warum sind wir und warum sind wir nicht nicht?“ sagte Nurdug. „Heute kann ich mich nur noch zu der Frage äußern, warum wir Erbsensuppe essen und nicht Linsensuppe.“ „Und ich soll also eure alten Schriften hervorholen und lesen?“ platzte es aus mir heraus. „Na, ob ich das alles begreife?“

„Nein“, sagte Nurdug. „Es geht uns nicht darum, dass du *unsere* Werke liest. Es geht darum, dass du ein eigenes Werk verfasst. Ein Buch, das von seiner Qualität, das von seinem Niveau, ja von seinem Anspruch her alles bisher Geschriebene, außer unserer Werke natürlich, überragt.“

„Das anspruchsvollste Buch des Universums sozusagen“, stöhnte ich. „Genau“, sagte Nurdug und fügte mit einem aufmunternden Lächeln hinzu: „Das schaffst du schon. Schließlich möchtest du doch zur Erde zurück.“

Ein Schrecken durchfuhr mich. Ich musste also dieses Buch schreiben, um diesen Albtraum zu beenden.

„Wo – wo soll ich dieses Buch denn schreiben?“ stammelte ich. „Am besten schreibst du es auf der Flutschburg auf dem Planeten Flutsch.“



Das sechzehnte Kapitel stellt einige auf einem Lichtjahre entfernten Planeten vermutete Technologien vor

Flutschburg, das erinnerte mich an etwas. Genau, wir hatten mal in der Schule gelernt, dass Martin Luther angeblich die Bibel auf der Wartburg übersetzt hatte. Ehrlich gesagt habe ich nie verstanden, warum soviel Wirbel um diesen Mann gemacht wurde und wird. Wenn ich bedenke, dass er sich gegen die aufständischen Bauern gestellt hat, ziemlich antisemitisch eingestellt war und sogar die Hexenverbrennung befürwortet hat, so ist er mir unsympathisch. Kann aber auch daran liegen, dass ich mit ungefähr 15 Jahren mal von einer Tante ein Puzzle mit 500 Teilen geschenkt bekam. Das Motiv: Luther im Kreise seiner Familie.

Alle Familienmitglieder trugen braune Kleidung und standen vor einem grünen Kachelofen. Ich habe ungefähr zwei Jahre gebraucht, um dieses Puzzle fertig zu stellen. Weil es auf dem Boden lag, wurde es immer mal wieder von Besuch mit kleinen Kindern zerstört. Vielleicht ist ja dieses Puzzle daran Schuld, dass ich solch einen Groll gegen diesen Mann hege. Aber kommen wir zurück zum Geschehen:

Im Schein der matt schimmernden Glühbirne konnte ich nur undeutlich erkennen, wie Nurdug eine Schublade unter dem Tisch hervor zog, auf dem die Gäste nun ihre leeren Teller abgestellt hatten. Der Tisch sah altmodisch aus, das Holz schien morsch zu sein, so dass die Oberfläche ein wenig hügelig erschien. Er passte zur Kleidung der meisten anwesende Personen. Umso erstaunter war ich, als Nurdug aus der Schublade ein technisches Gerät hervor holte, dessen metallene Oberfläche im Schein der Glühbirne glänzte. Es erinnerte durch seine Zahlen und Tasten ein wenig an eine Fernbedienung. Kein Wunder, es war eine Fernbedienung! Nurdug drückte auf eine Taste und ein Summen ertönte. Unter dem Tisch öffnete sich eine Tür und ließ einen matten Lichtschein

hinein.

„Die Frauen von der Suppenausgabe wissen natürlich nichts davon“, flüsterte Nurdug. „Also, nicht verraten!“

Mit den Fingern an der Lippe deutete sie Stillschweigen an. Dann bückte sie sich und kroch unter den Tisch und durch die Luke. Ich hätte es ihrem geschätzten Alter nicht zugetraut. Nurdug deutete an, ihr zu folgen. Während ich in die Knie und im Watschelgang unter den

Tisch ging, immer darauf achtend, dass ich mir nicht den Kopf an der Tischplatte stieß, konnte ich die Tür genauer betrachten. Im immer heller werdenden Lichtschein schimmerte blanker Stahl. Bei der Tür handelte es sich um eine Art Tresortür.

Ich kletterte hindurch und war sprachlos vor Erstaunen. Der kreisrunde Raum sah aus wie die Innenausstattung von Raumschiff Enterprise. Überall blinkten Tasten in allen Farben, Bildschirme zeigten Kurven und Graphiken mit spiralförmigen Linien an und Zeiger von Tachometern zeigten auf Zahlen, ohne dass ich wusste, was diese Zahlen zu bedeuten hatten. Vor jedem der fünf Computertische stand ein Sessel, den Sitzen in einem Flugzeug ähnelnd. Tatsächlich hatte jeder Sitz wie im Flugzeug einen Bauchgurt.

„Such dir einen Sitzplatz aus und schnalle dich gut fest!“ wies Nurdug mich an.

Ich wählte einen Sitz vor einem Bildschirm, auf dem abwechselnd rote, grüne und gelbe Dreiecke erschienen und wieder verschwanden.

„Bist du wirklich gut angeschnallt?“ fragte Nurdug mich nach einer Weile.

„Oh, das hätte ich beinahe vergessen“, sagte ich. Die bunten Dreiecke und der andere Klimbim hatten mich völlig abgelenkt.

„So, ich bin bereit“, sagte ich, nachdem ich den Gurt noch dreimal kontrolliert hatte.

„Los geht’s!“ sagte Nurdug. Zum Glück sagte sie nicht: „Auf geht die Fahrt“. Das hätte mich wieder an den turbulenten Flug mit den Tees erinnert.

Zu meinem Erstaunen flogen wir jedoch nicht. Wir drehten uns nur einige Male im Kreis. Dann blieben wir abrupt stehen und ich war froh angeschnallt zu sein.

„Wir müssten nun direkt vor dem Eingang der Flutschburg stehen“, sagte Nurdug. Sie drückte mir ein Smartphone in die Hand.

„Nicht schon wieder!“ dachte ich, sprach es aber nicht aus.

„Du hast einen Monat Zeit“, erklärte sie mir. „Ich weiß allerdings nicht, wie lange auf Flutsch ein Monat dauert, weil die das ständig ändern. Jedenfalls wäre es günstig, wenn du fertig wärest bevor der geheime Zirkel der hohen Herren sich in der Flutschburg trifft. Dann könnte die Gefahr bestehen, dass sie dich entdecken. Gleich müsste die nächste Führung durch die Burg stattfinden. Da kannst du einfach an der Führung teilnehmen und wenn das Museum schließt, lässt du

dich auf der Toilette einschließen. Am nächsten Morgen gehst du mit dem Reinigungspersonal raus. So fällst du niemandem auf.“

„Wirklich nicht? Mit nur zwei Augen falle ich doch auf wie ein rosa Elefant.“

„Entschuldigung, ich habe da was vergessen.“

Nurdug nahm die Fernbedienung, hielt sie in meine Richtung, bediente eine Taste und im nächsten Moment hatte ich das Gefühl als ob tausend Ameisen über meinen Körper krabbeln würden. Nurdug führte mich zu dem Bildschirm, auf dem ich vorher noch die tanzenden Dreiecke beobachtet hatte, betätigte die Fernbedienung und schon konnte ich mich im Spiegel betrachten. Ich hatte nun also die erwarteten fünf Augen, die mir wie Löcher im Gesicht vorkamen und sah im entferntesten Fräulein Tausendschön ähnlich. Letzteres ärgerte mich selbstverständlich. Aber ich durfte darauf nicht zu viele Gedanken verschwenden. Schließlich mussten mir Ideen für mein anspruchsvolles Buch kommen. Die geöffnete Metalltür ließ meinen Blick auf eine futuristische Landschaft fallen, bestehend in erster Linie aus grauen, kuppelförmigen Gebäuden und roten und gelben Pyramiden, von denen einige wie im Schmelzen begriffene Kerzen aussahen. Warme Luft wehte herein.

„Worüber soll ich denn schreiben?“ ergriff mich plötzlich die Panik.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren“, antwortete Nurdug. „In wenigen Minuten beginnt die nächste Führung. Dir wird schon was einfallen.“ Sie reichte mir die Fernbedienung.

„Wenn du zurück willst, musst du nur auf auf die Nummer Acht drücken!“ rief sie mir noch hinterher. „Und achte auf die Tastensperre, Taste Vier!“

Damit entließ sie mich und ich fühlte mich wie ein Betrunkener, der aus der Kneipe geworfen wurde. Das Raumschiff, die Zeitmaschine oder wie auch immer ich das Teil, das von außen ein wenig einer fliegenden Untertasse ähnelte, nennen könnte, löste sich in Luft auf. So stand ich nun alleine vor einer riesigen Kuppel, die einer Burg so wenig ähnelte wie ein Elefant einem Krokodil und ertrug es, dass sich mehr und mehr fünfäugige Wesen um mich versammelten. Misstrauisch beäugte ich sie mit meinen nunmehr ebenfalls fünf Augen. Kein Raumpolizist, kein Graf, auch kein Fräulein Tausendschön. Ich atmete erleichtert auf und kam zu der Erkenntnis, dass fünfäugige Außerirdische eigentlich recht hübsch aussahen, solange sie mir nichts Böses

taten.

Eine fünffäugige Dame, deren lila Haare schon leicht ergraut waren, näherte sich uns. Die graue Kuppel bildete eine Art Kaugummiblaste, die zerplatzte und uns hinein ließ. Kaum hatten wir das Innere der Kuppel erreicht, das sich angenehm kühl anfühlte und wie eine Höhle aussah, als die Museumsführerin uns auch schon auf das erste Exponat hinwies: Auf einem Sockel lag eine Kugel mit zahlreichen sich hin und her bewegenden Armen.

„Dies ist eines der ersten Geräte aus vorgeschichtlicher Zeit“, erläuterte sie. „Ein Regentropfenzähler. Man schätzt seine Entstehung etwa im Jahr 150 vor dem Bau der ersten Ratgeberbibliothek ein. Erst um die Zeit der ersten Ratgeberbibliothek entstanden Geräte wie der Bestimmer von Regenorten und die Maschine zur Festlegung der Regenmenge. Sie sehen diese Geräte hier links in der Vitrine. Zu meiner Enttäuschung gab es hier auch nur Kugeln mit Armen dran zu sehen, Kraken nicht unähnlich. Aber sie waren größer oder bestanden aus zwei miteinander verbundenen Kugeln.“

Im nächsten Raum wurden neue Geräte gezeigt, die ein Jahrhundert jünger waren und exakt das Wetter bestimmen konnten. Kombinationen aus kleinen und großen Würfeln, natürlich wieder mit Armen dran, entschieden darüber, welche Temperaturen zu welcher Tageszeit an welchem Ort herrschten, wann es wo wie lange regnete, schneite oder hagelte und welches Volumen die Bewölkung aufwies. In weiteren Räumen erfuhr ich von Apparaten, die bestimmten, wann welche Bäume blühten und wo welches Gemüse wuchs. Seit einigen Jahren war es den Bewohnern von Flutsch nun auch gelungen, die Dauer der Umlaufbahn von RTL-Minus um Flutsch zu bestimmen und die Dauer der Umlaufbahn um ihre Sonne. Bis vor wenigen Jahren konnten sie auch die Temperatur der Sonne bestimmen.

„Es muss einen Sabotageakt gegeben haben“, sagte die Museumsführerin. „Jemand hat den Temperaturregulator manipuliert und niemand konnte bis heute den Fehler finden.“

„Ist darüber noch kein Ratgeber geschrieben worden?“ fragte ein Mann aus der Menge.

„Durchaus, aber der ist bisher nicht gefunden worden. Schließlich haben wir 1725365 Bibliotheken mit Ratgebern und es ist ein Wettlauf mit der Zeit, diesen einen Ratgeber noch zu finden, weil die Bibliotheken aus Wachs gebaut sind, der auf Flutsch am häufigsten abgebaute

Bodenschatz. Sie sehen es ja selbst wie unsere Bibliotheken dahin schmelzen. Es ist ein trauriges Phänomen, zu dem ich nicht viel sagen möchte. Kommen wir lieber zu unserem besonderen Ausstellungsstück, dem allerersten Ratgeber auf Flutsch.“

Wir gingen an einer Tür vorbei mit der Aufschrift „Zutritt verboten“ und betraten den letzten Raum vor uns. In einer Glasvitrine war eine Spraydose ausgestellt mit dem Titel: „Wie schreibe ich einen Ratgeber?“

Jetzt war es für mich an der Zeit, die Toilette aufzusuchen. Da gleich mehrere Flutschianerinnen zur Toilette mussten, war es für mich kein Problem sie zu finden. Was ich vergessen hatte: Außerirdische haben eine andere Anatomie, was sich auch auf die Beschaffenheit der öffentlichen WCs auswirkte. Diese enthielten weder Kabinen, noch Kloschüsseln, sondern einfach eine Anzahl von Löchern in der Wand. Zuerst befürchtete ich, mich auf die Herrentoilette verirrt zu haben. Ich fragte vorsichtshalber nach.

„Habe ich denn so kurze Finger?“ fragte mich die Dame, die ich angesprochen hatte in beleidigtem Tonfall. Nun verstand ich: Männlein wie Weiblein urinierte mit dem Zeigefinger. Frauen unterschieden sich von Männern dadurch, dass sie etwas längere Finger hatten. So wurde ich nebenbei über die Anatomie der Flutschianer aufgeklärt.

Um meinen Stoffwechsel konnte ich mich jedoch noch später kümmern. Ich stellte mich als letzte in die Warteschlange. Jetzt galt es ein anspruchsvolles literarisches Werk zu produzieren. Nicht weniger als das anspruchsvollste Buch des Universums. Während die Toilettenbesucherinnen nach und nach den Raum verließen, kramte ich in meinen Erinnerungen nach allem, was ich in meinem Leben in Schreibwerkstätten und Literaturgruppen gelernt hatte. Das Buch musste als eine Art Buch der Bücher die Bibel noch übertreffen. Es musste sämtliche Gattungen der Weltliteratur in sich vereinen. Jeder Satz, jedes Wort, jeder Buchstabe musste dem Leser geradezu entgegen springen. Symbolsprache musste einer ausgefeilten Syntax die Hand reichen, Leitmotive den Spannungsbogen ins Unendliche steigern. Es musste eine Mischung werden aus Heimatroman, Schicksalsnovelle, Fantasy-Roman, Krimi und prosaischem Gedicht. Die Personen mussten dem literarisch bewanderten Leser die Möglichkeit zur Identifikation als auch zur Anregung zur radikalen Umgestaltung seines Lebens geben.

Ja, so sollte mein Buch werden. Aber worüber wollte ich denn nun schreiben?

Etwas zuckte in meinem Zeigefinger, aber es war nicht das Bedürfnis endlich drauf los zu schreiben. Der Finger wackelte und schwoll an. Hatte ich mir eine Krankheit zugezogen, die es auf der Erde nicht gab? Ein Wassertropfen entglitt dem Finger. Nun erinnerte ich mich an das, was ich im Zuge der sich überschlagenden Ereignisse vergessen hatte: Nurdug hatte mich in eine Flutschianerin verwandelt. Ich hielt den Finger in das Loch in der Wand und erleichterte meine Blase oder welches Organ auch immer. An und für sich hätte mich meine Kurzsichtigkeit doch daran erinnern müssen, dass ich eine Flutschianerin war. Würde mir nicht leicht fallen, die Buchstaben in das Smartphone einzutippen. Aber dem Raumpolizisten war es ja auch gelungen sein Smartphone zu bedienen. Also würde mir das wohl auch gelingen.

Das siebzehnte Kapitel weist auf den Titel dieses Werks hin und lüftet endlich das Geheimnis um das anspruchsvollste Buch des Universums

Ich dachte an meine süßen Männer, besonders an Sherlock, wie er so oft sein Fußballtrikot anzog und zum Fußball in die Eckkneipe ging. Ja, mit Sherlock wollte ich zusammen alt werden. Plötzlich wusste ich, wovon das anspruchsvollste Buch des Universums handeln sollte. Es sollte ein Roman werden über einen Tag im Leben eines älteren Paares aus dem Ruhrgebiet. Höhepunkt der Dramatik sollte ein Fußballspiel sein, das in der Eckkneipe übertragen wurde. Damit das Buch aber auch wirklich seinem Anspruch gerecht wurde, wollte ich den Leser auf meine verwendeten Stilmittel wie Leitmotiv, Symbole, Wendepunkte und dergleichen mehr hinweisen. Ich schaltete das Smartphone ein und begann zu schreiben.

Sieglinde von der Ecke - ein Frauenschicksal

Die Septembersonne schien mild zum Schlafzimmerfenster des grünen Mietshauses herein und kündete einen goldenen Herbst an. Elstern flatterten umher und eine Taube setzte sich galant auf die oberen

Zweige des Weidenbaumes, nicht weit vom Fenster entfernt. Sieglinde von der Ecke vernahm gern ihr liebliches Gurren am frühen Morgen, so auch heute. Dann drehte sie sich um und betrachtete ihren noch schlafenden Gatten unter seinem Schlafapnoe-Gerät. Blau schimmerte die samtene Halterung, die das Gerät mit dem Kopf von Karl-Heinz verband, zu ihr herüber. Sanft streichelte Sieglinde ihren Gatten über den Rücken. Einen kurzen Moment erschien es Sieglinde so als ob Karl-Heinz die Augen geöffnet hätte, aber er schlief sofort wieder ein. Wie schön er doch war!

Vor zwei Jahren hatte Sieglinde den 72jährigen, überaus charismatischen Rentner in der Eckkneipe kennen gelernt, wo sie seit ihrer Pensionierung öfter verkehrte und deshalb Sieglinde von der Ecke genannt wurde.

ACHTUNG, LIEBE LESER: DIES IST EIN RÜCKBLICK!

Alle mochten die 69jährige mit ihren zahlreichen Lachfältchen, dem sanft geschwungenen Doppelkinn und der kleinen Warze auf ihrer Nase.

So erging es auch Karl-Heinz. Nach dem dritten Bier war er einfach nur noch überwältigt gewesen von Sieglindes Schönheit.

Sieglinde erinnerte sich noch lebhaft an Karl-Heinz' wässrig blaue Augen, die ihr hinter seiner Nickelbrille wie zwei tiefe Seen erschienen. Und dazu dieses harmonisch graumelierte Haar!

Heute, zwei Jahre später, hatte Karl-Heinz noch nichts von seiner Schönheit eingebüßt. Schon bald waren Karl-Heinz und Sieglinde in die Altbauwohnung in dem grünen Haus mit seiner Jugendstilfassade in der alten Bergmannssiedlung eingezogen.

Während sie dem gleichmäßigen Rauschen von Karl-Heinz' Schlafapnoe-Gerät lauschte, schweifte Sieglindes Blick über den rustikal anmutenden Schlafzimmerschrank aus bestem Lindenholz, den Karl-Heinz mit in die Ehe gebracht hatte. Ein Erbstück von seiner Großmutter, hatte er ihr stolz erzählt. An einem Bügel vor der Schranktür hing sein Hemd. Das harmonisch karierte blaugrau, das so gut zu Karl-Heinz' Augen passte, ließ Sieglinde vor Entzücken aufjauchzen. Schöner war das Antlitz ihres Gatten nur noch nackt.

Da passierte es: Karl-Heinz drehte sich herum, streifte das Gerät ab und schlug die Augen auf. Seine Lippen formten sich zu einem Kuss. Soeben wollte er Sieglinde einen ersten Guten-Morgen-Kuss geben, als das Unfassbare geschah: Es schellte an der Tür!

Wer mochte das sein in dieser frühen Morgenstunde? Wer wagte es, ihr holdes Glück an diesem jungen Morgen zu stören?

Sieglinde beruhigte Karl-Heinz, auf dessen Gesicht sich ein Anflug von schlechter Laune zeigte und trat in den Flur hinaus. Wie jeden Morgen trug sie dabei ihre rosa Filzpantoffeln, die so gut mit ihrem mit Blümchen bestickten Nachthemd harmonierten. Gleich würde sie den Eindringling zur Rede stellen. Sie war zwar eine zarte Frau, doch sie konnte auch resolut sein.

„Wer ist da, bitte?“ ließ sie ihre samtene Stimme durch die Wechselsprechanlage tönen.

„Müllabfuhr!“ schallte es hinauf.

Kein Eindringling also. Die Müllabfuhr war doch immer wieder pünktlich. Leider störte das Scheppern der Tonnen die romantische Atmosphäre und hielt Sieglinde, die wieder ins Schlafzimmer zurück gekehrt war davon ab, dem holden Gatten einen Kuss zu geben.

Bald wurde es ruhiger. Sieglinde drückte empfindlich die Blase. Sie würde Karl-Heinz für einen etwas längeren Zeitraum verlassen müssen. Der Abschiedsschmerz tat beiden weh.

„Liebling, ich werde immer an dich denken“, hauchte Sieglinde.

Während sie sich auf das heimliche Gemach zurückzog, ihr golden glänzender Urinstrahl die porzellanene Kloschüssel traf, blickte Sieglinde sehnsuchtsvoll aus dem Fenster. Die Taube näherte sich.

ACHTUNG, LIEBE LESER, DIES IST EIN LEITMOTIV!

„Oh, würde sie doch einmal auf dem Fensterbrett landen“, seufzte Sieglinde.

Ihre Sehnsucht nach Karl-Heinz war dermaßen groß, dass Sieglinde mit Lippenstift eine Liebesbotschaft auf ein Stück Toilettenpapier geschrieben hätte, sie der Taube ans Bein gebunden hätte und die Taube zum Schlafzimmerfenster geschickt hätte. So hätte ihr Liebster erfahren, dass sie nicht in die Toilette gefallen war und er sich ihrer Liebe gewiss sein konnte, wenn auch das Schicksal sie an diesem frühen Morgen schon zum zweiten Mal getrennt hatte. Aber die Taube hüpfte nur kurz über den Innenhof, pickte an einer Apfelschale, welche den Müllmännern aus der Tonne gefallen sein musste und flatterte davon. Enttäuscht schloss die von ihrem Geliebten getrennte Gattin das Fenster und erblickte, oh Graus, eine Spinne am Fensterrahmen!

Das Tier blickte sie mit seinen schwarzen Knopfaugen zornig an und klapperte mit seinen acht behaarten Beinen. Sieglinde war alleine mit

dieser Bestie. Wenn Karl-Heinz doch hier wäre! Unaufhaltsam krabbelte das Untier auf sie zu. Nun war schnelles Handeln gefragt. Also, entweder den Kampf aufnehmen oder die Flucht ergreifen. Sieglinde entschied sich für Letzteres. In den schützenden Armen von Karl-Heinz würde sie sich sicher fühlen und dann würde der Gatte heldenhaft das Untier besiegen.

Sieglinde betätigte die Spülung und rannte aus dem Bad. Im Flur warf sie immer wieder ängstliche Blicke hinter sich. Womöglich war ihr die Bestie auf den Fersen. Gleich hatte Sieglinde die Zimmertür erreicht. Nur noch ein Schritt. Noch einmal umdrehen. Keine Spinne. Sie erreichte das Ehebett und wollte sich gerade schluchzend in die Arme ihres geliebten Mannes werfen, als sie feststellte, dass Karl-Heinz wieder eingeschlafen war.

Eine Viertelstunde wachte Sieglinde neben dem Gatten, lauschte dem gleichmäßigen Surren des Schlafapnoe-Geräts und blickte hin und wieder verängstigt zur Tür. Hatte sie die Tür auch wirklich geschlossen? Und wie groß war der Spalt unter der Tür?

Das Telefon schrillte. Einmal. Zweimal. Sieglinde wagte es nicht, die Tür zu öffnen und der Bestie gegenüber zu stehen. Karl-Heinz rälkelte sich, rieb sich die Augen, entfernte sein Schlafapnoe-Gerät, sprang auf und hörte nur noch den Anrufbeantworter.

„Mal hören, wer da angerufen hat“, murmelte Karl-Heinz und öffnete die Tür. Hastig schloss Sieglinde sie hinter ihm. Nach einer gefühlten Ewigkeit kam Karl-Heinz endlich zurück.

„Klaus-Dieter hat angerufen“, vernahm Sieglinde aus dem Munde ihres Gatten. „Ich werde ihn gleich zurückrufen.“

Wie gerne hätte Sieglinde Karl-Heinz endlich den Guten-Morgen-Kuss gegeben. Aber sie hatte Respekt vor dem Bruder ihres Mannes. Klaus-Dieter war ein ehrwürdiges Mitglied der Schulze-Dynastie, der auch Karl-Heinz angehörte. Im Telefonbuch konnte Sieglinde sich von der Weitläufigkeit der Schulze-Dynastie überzeugen. Sie war nahe daran, die Konkurrenten Müller, Meier und Schmidt zu überflügeln.

Vor vielen Jahren war der ehrwürdige Schwager ins Hanfgeschäft eingestiegen. In seinem Keller betrieb er eine weitläufige Hanfplantage und hatte Beziehungen zu Dealern auf der ganzen Welt. Leider hatten böse Zungen ihn verraten und Klaus-Dieter hatte seine Plantage, die sein ganzer Lebensinhalt war, aufgeben und einige Zeit im Gefängnis verbringen müssen. Glücklicherweise hatte sich Karl-Heinz' charman-

ter Bruder schnell von seinem Schicksalsschlag erholt.

Während Karl-Heinz im Wohnzimmer die Tasten des Telefons betätigte, vernahm Sieglinde das Gurren der Taube. Sehnsüchtig blickte sie in den Garagenhof. Wie gerne hätte sie mit dem Gatten einen Spaziergang unternommen, um den jungen Morgen zu begrüßen. Was die Taube wohl denken musste, während sie am Himmel ihre Bahnen zog, um anschließend auf den Zweigen des Holunderbusches zu landen. Vielleicht machte es sie betroffen, dass die schöne Frau am Fenster so traurig aussah. Immer wieder von ihrem Gatten verlassen. Sieglinde glaubte, die Gedanken der Taube lesen zu können.

„Ihr Menschen habt es nicht leicht“, gurrte sie. „Müsst auf Erden verharren, habt nicht die Freiheit zu fliegen wie wir Vögel.“

Doch in diesem Moment vernahm sie Karl Heinz' Schritte.

„Stell dir vor, Liebling!“ rief er und setzte dabei sein liebliches Lächeln auf. „Klaus-Dieter hat mir erzählt, dass heute Abend wieder Borussia spielt.“

„Borussia, dein Verein!“ freute sich Sieglinde für ihren Ehemann. „Gegen wen spielen sie denn?“

„Nun ja“, druckte ihr Gatte herum.

Es musste sich um ein schreckliches Geheimnis handeln, das er nicht so gerne preisgab.

„Du musst es mir nicht sagen, wenn du nicht möchtest“, flötete Sieglinde.

„Es fällt mir schwer, es dir zu sagen, aber du musst es wissen.“

Karl-Heinz' Blick wurde sehr ernst. Sieglinde merkte, dass er keine gute Nachricht zu überbringen hatte.

„Borussia wird gegen Schalke spielen“, flüsterte er fast unhörbar.

Sieglinde erstarrte zu Eis. Konnte es etwas Unfassbareres geben als Schalke 04, den Inbegriff des Bösen? Was hatte die Stadt Dortmund, ihre geliebte Heimatstadt, schon alles überstehen müssen: Feuersbrünste, Seuchen, Angriffe des Grafen von der Mark. Aber nichts war so grausam, nichts so erbarmungslos gewesen wie das Aufkommen von Schalke.

„Wir müssen diese Teufel besiegen“, sagte Karl-Heinz und erhob kampfbereit die Faust.

Sieglinde schwieg. Tiefe Ängste stiegen in ihr hoch, Urängste von Tod und Verderben. Es würde eine harte Zeit auf ihren Gatten zukommen.

Konnte sie ihm beistehen? Sie erinnerte sich an ihr Eheversprechen, das sie ihm vor einem Jahr in der Hörder Herz-Jesu-Kirche gegeben hatte. In Freud und Leid, in Gesundheit und Krankheit wollte sie zu ihm halten. Was gab es größeres Leid als ein Fußballspiel Borussia gegen Schalke? Gab es eine schlimmere Krankheit als den Gelsenkirchener Verein?

„Wann beginnt es?“ fragte Sieglinde und merkte dabei, dass ihr Mund völlig ausgetrocknet war.

„Um 19 Uhr.“

„Ich werde neben dir vor dem Fernseher sitzen und deine Hand halten“, versprach Sieglinde.

„Das ist nicht möglich“, sagte Karl-Heinz. „Wir können den Sender nicht empfangen. Ich werde in die Eckkneipe gehen. Du wirst mich nicht dorthin begleiten können. Solch eine Fußballübertragung ist nichts für eine zarte Frau wie dich.“

„Dann werde ich dir in Gedanken beistehen“, sagte Sieglinde.

Soeben wollte sie Karl-Heinz umarmen und ihm einen Kuss geben als es wieder an der Tür schellte. Sieglinde öffnete. Draußen stand ein junger Mann, Mitte zwanzig, blond, leuchtende, hellblaue Augen. In seinen gepflegten Händen trug er ein Paket.

„Entschuldigen Sie die Störung“, sagte er mit samtener Stimme. „Ich habe hier ein Paket von DHL für Wischnewski abzugeben.“

„Frau Wischnewski wohnt eine Etage tiefer. Da müssen Sie bei Menken schellen. So hieß sie vor ihrer Scheidung.“

Der junge Mann sah Sieglinde ein wenig verdutzt an.

„Kommen Sie, ich zeige es ihnen“, sagte Sieglinde und begleitete den Postboten die Treppe hinunter.

Weil Frau Wischnewski nicht da war, stellte der Angestellte das Paket einfach vor die Tür.

Kaum hatte der Postbote sich entfernt, als Sieglinde von Frau Krauskopf angesprochen wurde. Frau Krauskopf war zwei Monate zuvor glückliche Mutter von Drillingen geworden. Einen Zwillingsskinderwagen in der einen Hand und eine Babytragetasche in der anderen kam sie keuchend zur Tür herein. Ihre Einkäufe standen noch draußen. Sie hatte sie unter dem Kinderwagen gelagert, während sie ihn geschoben hatte. Nun aber war ihr die Last zu schwer geworden.

„Könnten Sie vielleicht...?“

Die stets freundliche Rentnerin wusste schon Bescheid.

Der Vermieter hatte kurz nach der Geburt der Drillinge die Hausordnung geändert. Ab sofort durften Kinderwagen nicht mehr im Hausflur abgestellt werden. Also half Sieglinde der gestressten, jungen Frau beim Tragen des sperrigen Kinderwagens. Anschließend nahm Frau Krauskopf den dritten Säugling in der Babytasche, während Sieglinde der geplagten Mutter die schweren Einkäufe abnahm. Endlich waren Kinder und Einkäufe wohlbehalten in der Dachgeschosswohnung angekommen. Frau Krauskopf schloss die Tür und brach in Tränen aus.

„Dieser Drachen von einem Vermieter!“ weinte sie.

Tröstend nahm Sieglinde die junge Frau in den Arm.

„Wie gut, dass mein Mann bei der Landesbaubehörde arbeitet“, sagte Frau Krauskopf als sie sich beruhigt hatte. Er hat uns ein Grundstück besorgt, direkt neben der St. Clemenskirche. Dort werden wir uns bald ein schönes Reihenhäuschen bauen lassen.“

Einer der Säuglinge fing an zu brüllen.

„Darf ich ihn mal auf den Arm nehmen?“ fragte Sieglinde.

„Das dürfen Sie, Gottfried hat keine Probleme mit fremden Menschen. Seine Brüder Taugott und Fürchtegott lassen sich lieber nur von mir beruhigen.“

Fürsorglich drückte Sieglinde den kleinen Mann an sich. Sehnsuchtsvoll musste sie dabei an ihren Franz denken, als er noch klein gewesen war. Mittlerweile arbeitete er in leitender Position bei einer Druckerkolonne. An seinen Vater wollte sie lieber nicht denken. Seine krankhafte Eifersucht hatte den häuslichen Frieden sehr gestört. Kaum hatte Sieglinde mal die eine oder andere erotische Nacht mit einem attraktiven Millionär im Hotel verbracht, so bekam ihr Hugo schon schlechte Laune und wollte seinen Teller nicht leer essen.

„Ei, ei“, beruhigte Sieglinde den kleinen Gottfried. „Die Mama hat es die schwere Treppe hoch geschafft, mit dir auf dem Arm. Jetzt bist du müde und schläfst gleich ein wenig. Und heute Abend ist der Papa wieder da.“

Sie merkte wie Frau Krauskopf rot wurde.

„Kommt er denn heute Abend nicht wieder?“

„Wer?“

„Ja, Ihr Mann.“

„Mein Mann kommt heute Abend wieder, aber erst spät. Er hat immer viel zu tun. Das war auch schon so, als ich noch als Erzieherin im Gemeindekindergarten der St. Clemenskirche gearbeitet habe. Sonntags

habe ich die Kinder immer in den Kindergottesdienst bei diesem netten katholischen Priester begleitet. Aber geben Sie mir bitte noch mal den Kleinen. Er hat vielleicht noch Hunger. Muss etwas öfter gestillt werden als seine Brüder, ist etwas zarter.“

Vorsichtig reichte die liebevolle Rentnerin der jungen Mutter das Kind.

„Bald ziehen wir um“, sprach Frau Krauskopf tröstend auf den kleinen Gottfried ein. „Dann seid ihr drei schon so groß, dass ihr auch den Kindergottesdienst besuchen könnt. Dann seht ihr den Papa jeden Sonntag.“

Sieglinde fiel ein, dass sie Karl-Heinz nicht Bescheid gesagt hatte, dass sie länger weg bleiben wollte. Sie durfte den Gatten doch in diesen schweren Stunden vor dem Fußballspiel gegen Schalke nicht alleine lassen. Beruhigt darüber, dass es dem kleinen Gottfried gut ging und er solch einen ehrenwerten, frommen Papa hatte, verabschiedete sie sich von der Nachbarin.

„Da bist du ja endlich!“ fuhr Karl-Heinz sie aggressiv an. „Na, war es schön mit dem Postboten? Ist er gut im Bett?“

Sieglinde war völlig verwirrt.

ACHTUNG, LIEBE LESER, DIES IST EIN KONFLIKT!

„Welchen Postboten meinst du?“

„Frag nicht so dumm! Oder treibst du es etwa mit mehreren von denen? Die Nachbarin hat mir neulich auch von so einem schönen DHL-Heini erzählt. Ihr habt es wohl alle mit den jungen Männern von der Post. Bekommt sie direkt mit ihren Paketen in die Wohnung geliefert, während eure Ehemänner beim Fußball sind und nichts ahnen!“

„Aber Frau Krauskopf treibt es doch mit dem Priester“, wandte Sieglinde ein.

„Ich meine doch nicht Frau Krauskopf. Ich meine Frau Wischnewski!“

„Ach, die treibt es auch mit wem? Das muss aber ein anderer Postbote sein. Den von heute habe ich zum ersten Mal gesehen.“

„Da machst du dir wohl Hoffnungen, dass der noch nicht an Frau Wischnewski vergeben ist. Ja, solch einen jungen Burschen wolltest du doch schon immer. Gib es zu!“

Sieglinde lief in die Küche und schloss die Tür hinter sich zu. Jetzt musste sie erst einmal eine Gemüsesuppe kochen, um auf andere Gedanken zu kommen. Wie konnte ihr über alles geliebter Karl-Heinz nur

so etwas von ihr denken? Was war so ein daher gelaufener Postbote denn schon im Vergleich zu ihrem über alles geliebten Karl-Heinz?! Nun aber galt es die Kohlrabi zu schälen, die Möhren zu waschen und das Wasser aufzusetzen.

Wortlos löffelte Karl-Heinz später die Suppe aus. Dabei starrte er auf seinen Teller und sah Sieglinde nicht an. Wirklich eifersüchtig konnte ihr Gatte nicht sein. Im Gegensatz zu ihrem Geschiedenen löffelte Karl-Heinz seinen Teller leer. Die Suppe, die sie für ihn liebevoll gekocht hatte. Er musste sie immer noch lieben, konnte seine Gefühle nur nicht zeigen. Sollte sie ihm einen Versöhnungskuss geben?

Es schellte an der Tür. Dieses Mal öffnete Karl-Heinz. Draußen stand Frau Krauskopf.

„Entschuldigen Sie die Störung. Ich hatte mir überlegt, meinen Mann, wenn er von der Arbeit zurück kommt, mit einem Kuchen zu überraschen. Nun habe ich den Teig fast fertig und mir fehlen zwei Eier. Könnten Sie mir da nicht vielleicht aushelfen?“

Sieglinde, die mit gehört hatte, lief in die Küche.

„Es sind noch zwei Eier da!“ rief sie.

„Oh, das ist sehr nett!“ sagte Frau Krauskopf. „Ihre Frau ist immer so hilfsbereit. Vorhin hat sie mir noch geholfen, den Kinderwagen und die Einkäufe nach oben zu tragen. Und dann hat sie sich auch noch so rührend um meinen kleinen Gottfried gekümmert.“

„Ist das einer von den Drillingen von dem Priester?“

Frau Krauskopf wurde rot.

Karl-Heinz wurde röter.

„Ich meine ja nur so. Die Frauen und die Liebe. Ja, wo die Liebe halt so hinfällt. Grüßen Sie mal Ihren Gatten von mir!“

Sieglinde kam an die Tür und überreichte der Nachbarin die Eier.

„Vielen Dank!“ sagte diese verlegen.

Weshalb war sie bloß so rot im Gesicht? War es ihr peinlich, sich von ihr etwas auszuleihen? Sieglinde würde die Nachbarin demnächst darauf ansprechen. Nun war aber zunächst ein Versöhnungsgespräch mit dem Gatten fällig. Ihre Ehe hatte schon so viele tiefe Krisen überstanden. Hatte Sieglinde doch insgeheim gewusst, dass sie und ihr Karl-Heinz auch diese Krise meistern würden.

„Was habe ich dich doch völlig zu Unrecht verdächtigt, mein Zuckerstückchen“, sagte Karl-Heinz. „Wie gut, dass Frau Krauskopf mir erzählt hat, dass du bei ihr warst, mein Sahnehäubchen!“

Die attraktive Rentnerin umarmte ihren Mann. Würde er ihr nun den ersehnten Versöhnungskuss geben? Doch er sah auf.

„Sag mal, wo ist eigentlich mein Frosch geblieben?“

„Dein Frosch?“

„Ich meine das Stofftier, das immer über unserem Bett gesessen hat. Ich habe den Frosch als ich klein war von meiner Oma bekommen. Ich hänge an dem Tierchen.“

„Lass uns zusammen nach dem Frosch suchen“, schlug die hilfsbereite Gattin vor.

Während sie unter dem Sofa nachschaute, Schubladen durchsuchte und einen Blick in den Kühlschrank warf, wo noch eine angebrochene Tafel Schokolade auf sie wartete und dafür sorgte, dass ihre neue Brigitte-Diät nicht anschlug, malte Sieglinde sich ein Leben mit Karl-Heinz und dem kleinen Frosch aus. Einen Frosch mit Karl-Heinz zu haben, was gab es Schöneres?! Liebevoll würden sie dem kleinen Frosch seine ersten Hüpfen beibringen und welch Entzücken musste es sein, wenn das Fröschlein sein erstes „quak“ von sich geben würde? Würde es zuerst „quak Mama“ oder „quak Papa“ sagen?

Der kleine Frosch würde ein Stammhalter in der Schulze-Dynastie werden! Später würde die frisch gebackene Froschmama dem Fröschlein alles über den ehrenwerten Schulzeclan erzählen. Von seinem Onkel, dem einflussreichen Hanfplantagenbesitzer und von seinem Papa, der unermüdlich abends vor dem Bildschirm gegen das Böse in Form von Schalke 04 kämpfte. Der kleine Frosch würde zu Recht stolz auf seine Familie sein, in die er hinein gefunden werden würde.

„Ich gebe es auf“, gab sich der Gatte geschlagen. „Ich habe nun sämtliche Schränke durchwühlt, sogar unter dem Teppich habe ich nachgesehen. Ich finde den Frosch einfach nicht!“

„Wir sollten die Hoffnung nicht aufgeben“, versuchte Sieglinde ihn zu trösten. „Wir sind noch jung. Vom Friedhof trennen uns sicher noch ein paar Jahre. Da werden wir den Frosch schon noch finden.“

Sieglinde hätte den Liebsten zu gerne geküsst. Doch just in diesem Moment entdeckte sie die Spinne auf dem Fußboden.

„Karl-Heinz steh mir bei!“ kreischte die sonst nicht schreckhafte Frau.

„Mach dieses Untier tot!“

„Nicht mit meinen neuen Hausschuhen“, sagte Karl-Heinz.

„Dann mit der Zeitung.“

„Die will ich noch lesen.“

Sieglinde flüchtete in Richtung Küche, schnappte sich den Mülleimer und rannte zur Wohnungstür hinaus.

„Beruhige dich, Liebes. Ich werde die Spinne gleich aus dem Fenster setzen!“ rief Karl-Heinz hinter ihr her.

Sieglinde war im Hof angekommen und machte eine Verschnaufpause. Was hatte der holde Gatte gesagt? Er würde die Spinne aus dem Fenster setzen?? Doch wohl nicht in den Hof?!!

Sieglinde hörte das Knarren der Fensterleisten.

„Karl-Heinz, wie kannst du nur so herzlos sein??!!!“

Karl-Heinz schien die Gattin zu überhören. Die Spinne krabbelte die Hauswand hinunter. Schon hatte sie den Boden erreicht und nahm Kurs auf Sieglinde. Doch da näherte sich wie ein rettender Engel von oben die Taube. Die Taube, ein Zeichen des Friedens, ein Zeichen der Hoffnung. Die Sonne schimmerte sanft auf ihr blau-weißes Gefieder.

Ihr blau-weißes Gefieder???!!!

Das konnte nicht wahr sein!!!

Hatte die Taube sich so verstellt?

War der Engel in Wirklichkeit ein Dämon?

ACHTUNG, LIEBE LESER: DIES IST EIN WENDEPUNKT!

Sieglinde's Blick fiel auf die Spinne. Tatsächlich, auf ihrem schwarzen Rücken entdeckte sie ein gelbes Kreuz. Das musste eine echte Dortmunder Spinne sein! Schnell ließ die Rentnerin das schutzbedürftige Tierchen auf ihre Hand krabbeln und hielt die andere Hand liebevoll darüber.

„Na, warte! Dir werde ich es zeigen!“ schien die Taube zu gurren.

Sie fuhr ihre messerscharfen Krallen aus. Aus ihren Augen zischten Flammen hervor. Schon hatte das blau-weiße Ungetüm ausgeholt, um mit seinem dolchartigen Schnabel Sieglinde's zarte Hände zu zerhacken, in denen sie die Spinne verbarg, als Sieglinde mit einem gellenden Schrei beiseite sprang. Damit hatte das Untier nicht gerechnet. Verschreckt flatterte es auf die Mülltonne, dem Reich des Todes allen organischen und anorganischen Materials und verharrte nahezu regungslos.

Sieglinde hätte die Gelegenheit nutzen und mit dem verkannten Inbegriff des Guten flüchten können, aber sie wollte dem Feind Auge in Auge gegenüber stehen. Hasserfüllt starrte sie den falschen Vogel an.

„Wie konntest du dich bloß so verstellen?“ fauchte Sieglinde. „Soviel

Falschheit, soviel Verschlagenheit hätte ich von einem Symbol des Friedens nicht erwartet.“

„Ich bin keine weiße Taube, sondern eine blau-weiße“, schien das Tier zu gurren.

„Nie wieder möchte ich dein unverschämtes Gurren hören, damit das ein für alle mal klar ist!“ keifte Sieglinde.

„Das hört sich aber wesentlich besser an als dein Gekeife“, gab das freche Vieh nun auch noch Widerworte.

„Und tu bloß nicht wieder so als könntest du mich verstehen, wenn ich traurig bin“, sagte Sieglinde.

„Schön, das ist mir auf Dauer ohnehin zu kitschig“, sagte die Taube.

„Ich werde mal nach Gelsenkirchen aufbrechen.“

Sie machte sich auf den Weg, landete vorher aber noch kurz auf dem Garagendach.

„Übrigens, ich werfe schon mal einen Blick bei euch durchs Fenster. Deshalb weiß ich, wo dein verschrumpelter Göttergatte seinen Frosch verloren hat.“

„Wirklich? Wo ist er?“

„Sag ich nicht, müsst ihr selber suchen!“

Und damit flatterte die Schalke-Taube auf und davon.

Die Spinne in Sieglindes Händen rührte sich nicht. Der Rentnerin stockte der Atem. War das Tier etwa...? Nein, es war nur eingeschlafen.

Behutsam setzte die fast noch junge Frau das possierliche Tierchen auf einen kleinen Laubhaufen in der Ecke zwischen Garage und Hauswand. Hier konnte es zahlreiche Insekten fressen und sich ein kunstvolles Netz spinnen. Fliegen waren sicherlich auch Schalke-Fans.

Sieglinde schaute der Spinne noch versöhnlich hinterher, winkte ihr zum Abschied und lief die geschwungene Treppe des Altbaus empor. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, so warf sie sich Karl-Heinz auch schon schluchzend in die Arme.

„Du zitterst ja am ganzen Leib!“ bemerkte ihr Mann. „Ist was passiert?“

„Schalke“, flüsterte Sieglinde fast unhörbar. „Schalke hat einen Plan.“

„Oh, deine Prophezeiung hört sich nicht gut an“, sagte der erschrockene Borussia-Fan. „Sprich weiter!“

„Blau-weiß beleidigt uns und nutzt unsere Schwächen aus. Aber wir

werden uns in Sicherheit bringen. Wenn die Taube davon fliegt, kann die Spinne sich retten und der Frosch wird geboren werden als Zeichen der Erneuerung.“

LIEBE LESER: DIE ELEMENTE DES FANTASY-ROMANS SIND HIER UNVERKENNBAR. IM REST DES TEXTES JEDOCH NICHT.

Sieglinde starrte ins Leere. Sie verfiel in krampfartige Zuckungen, sank bewusstlos hernieder und wurde vom Gatten in letzter Sekunde aufgefangen. Die fast noch junge Frau schlug ihre verführerisch grünen Katzenaugen auf.

„Wo – bin ich?“ stammelte sie.

„Du hast mir das Orakel mitgeteilt, das mir Hoffnung gibt wegen heute Abend“, sagte Karl-Heinz.

„Das war alles? Mehr ist nicht passiert?“ fragte die beunruhigte Gattin.

„Es ist alles in Ordnung, Liebes“, sagte Karl-Heinz und hätte der Gattin einen innigen Kuss gegeben, wenn es nicht schon wieder an der Tür geläutet hätte.

Schnellen Schrittes eilte Karl-Heinz zur Tür und empfing seinen Bruder.

„Wollte mal kurz auf einen Joint vorbei kommen“, sagte Klaus-Dieter. Während die beiden Männer ihre Zigaretten drehten und noch ein wenig „Gewürz“ hinzu fügten, fachsimpelten sie über das bevorstehende Fußballspiel.

Sieglinde hatte davon nicht viel Ahnung. Sie wusste nur, dass da etwas Rundes in etwas Eckiges musste, weil Karl-Heinz das oft erwähnte. Aber sich die Namen all der vielen Fußballer zu merken fiel ihr schwer. Karl-Heinz bewunderte einen Fußballer, der sich wie Obermeerjung anhörte. Klaus-Dieter ärgerte sich darüber, dass ein gewisser Großklotz oder Großkreuz die Mannschaft gewechselt hatte. Und da gab es noch den Fußballer mit diesem unaussprechlichen Namen Mücketarrian oder so. Sieglinde musste da immer an einen Vegetarier denken.

Die Zeiger der Uhr näherten sich den Nachmittagsstunden. Sieglinde spürte, dass sie rechtschaffen müde war.

„Ich werde mich ein wenig zurückziehen“, sprach sie.

Kaum hatte sie das Bett erreicht, so war sie auch schon eingeschlafen. Die bewegenden Erinnerungen der vergangenen Stunden ließen ihren

Schlaf unruhig und von wirren Träumen durchzogen werden. So stand sie mit einem Mal am Meeresstrand. Aber die Wogen des Meeres spülten nicht harmonisch ans Gestade, sondern in einem unruhigen, hektischen Rhythmus.

LIEBE LESER, HIER WEIST SYMBOLIK AUF BEVORSTEHENDE ER-EIGNISSE HIN.

Tauchten dort nicht zwei Gestalten aus dem Wasser auf oder hatte Sieglinde das nur geträumt? Aber sie träumte ja in Wirklichkeit. So verschwammen also Traum und Wirklichkeit im Meeresschaum der unruhigen Wellen miteinander.

Die erste Gestalt nahm Konturen an: Eine Nixe mit männlichen Gesichtszügen, übrigens sehr schönen, dem DHL-Mann ähnelnden. Die Gestalt neben der männlichen Nixe wies verschiedene Grüntöne auf von froschgrün über algengrün bis grasgrün, vom Grün der Grünen Realos bis zum Grün der Grünen Fundies in den 80ern und war mit Schlangen aus Seetang übersät.

„Also, ich habe einen Plan“, sprach Obermeerjung, die Nixe. „Pass auf, Vegetarier, sobald sich das blau-weiße Ungeziefer an diesem Gestade zeigt, fangen wir es, reißen es in die Tiefe und verschlingen es.“

Der Grüne fing an zu bibbern: „Das kann ich nicht tun, Obermeerjung. Du weißt doch, dass ich Vegetarier bin.“

„Eine feige Memme bist du! Hast es nicht verdient, dass gelb-schwarzes Blut durch deine Adern fließt“, schnaubte Obermeerjung verächtlich. „Ich sollte lieber unseren Freund Großklotz um Beistand bitten. Der hat seinen großen Klotz immer dabei.“

„Aber er hat die Seite gewechselt“, vernahm Sieglinde die zarte Stimme des Vegetariers. „Soll jetzt Großkreuz heißen.“

„Ach, dass ich nicht lache. Großkreuz! Was will der denn mit einem Kreuz?“

in diesem Moment tauchte eine Gestalt am Strand auf. Ein Mönch mit einem riesigen Kreuz um den Hals. Das Gewicht ließ seinen Oberkörper eine gebückte Haltung annehmen.

„Ich werde für Borussia beten“, versprach er den beiden Meereswesen.

„Warum nur beten?“ entrüstete sich Obermeerjung. „Bist wohl schon zu alt geworden, um gegen die blau-weiße Pest zu kämpfen. Läufst ja schon ganz krumm.“

„Das liegt nur an dem Kreuz“, versuchte Großkreuz sich zu rechtferti-

gen. „Dass ich nicht mitkämpfen kann hat andere Gründe.“

Sieglinde hörte lautes Geschrei und Gekreische. War das etwa schon die Armee der blau-weißen Tauben? In diesem Moment sah sie Frau Krauskopf hinter einer Düne auftauchen. Ächzend schob sie einen Drillingskinderwagen durch den Sand.

„Du könntest dich auch mal um deine Söhne kümmern!“ keifte sie.

Großkreuz blickte ein wenig bedröppelt auf seine drei Sprösslinge. Dann wachte Sieglinde auf.

„Liebling, ich habe einen fürchterlichen Albtraum gehabt!“ rief Sieglinde, eilte auf den Gatten zu und wollte ihm einen Kuss geben. Der aber hatte sich, ebenso wie sein Bruder, dem Rausch des grünen Grasses hingegeben.

„Das Gras, es leuchtet mir in allen Grüntönen entgegen“, schwärmte er. „Es grünt grüner als das grüne Ampelmännchen, in Grüntönen von den grünen Realos bis zu den grünen Fundis. So grün wie...Ja, wie eigentlich?“

„Wie Obermeerjung vielleicht?“ half Sieglinde nach.

„Wer?“

„Die männliche Nixe, Obermeerjung, der mit dem Vegetarier im Wasser lebt, seitdem Großkreuz die beiden verlassen hat.“

Karl-Heinz sprang vom Sofa und warf einen erschrockenen Blick auf die Armbanduhr.

„Warum hast du mir nicht gleich gesagt, dass ich zum Fußball muss? Und nun hilf mir!“

„Wobei?“

„Na, damit. Der muss vorher noch woanders hin.“

Der Bruder Klaus-Dieter hatte den Kopf auf den Wohnzimmertisch gelegt und schlief.

„Der ist völlig bekifft. Den bekommen wir so schnell nicht wach“, sagte Karl-Heinz. „Nimm du die Beine, ich nehme den Oberkörper.“

„Und wohin mit ihm?“

„Einfach vor die Tür. Dann hast du hier sturmfreie Bude. Mir steht eine schwere Zeit bevor. Aber wir werden uns wiedersehen. Irgendwann. Himmel und Erde werden vergehen, Tage und Nächte, Berge werden zu Wüstensand, Steine zu Häusern und Mülldeponien zu Parks. Universen entstehen und fallen wieder in sich zusammen. Aber

meine Liebe zu dir wird nie vergehen. Oh, Borussia!“

Während Sieglinde behutsam den schlafenden Schwager in geschickter Kooperation mit Karl-Heinz vor der Wohnungstür ablegte, wusste sie, dass dies nicht der passende Augenblick für einen Abschiedskuss war. Die Liebe ihres Gatten galt nun einzig und allein den Helden von Borussia. Doch die eine oder andere Abschiedsträne stieg ihr trotzdem in die Augen.

„Ist hier was passiert?“ vernahm Sieglinde eine sanfte, männliche Stimme hinter sich. Sie drehte sich um und sah in die tiefen, freundlichen Augen des DHL-Mannes. „Ich wollte nur wissen, ob Frau Wischnewski ihr Paket erhalten hat. Übrigens, ich möchte mich ja nicht in hausinterne Angelegenheiten einmischen, aber ich habe einen Aushang des Vermieters an der Haustür gelesen: Ab sofort muss der Flur frei gehalten werden.“

Er zeigte auf den am Boden liegenden Klaus-Dieter.

LIEBE LESER: HIER KOMMT SCHWARZER HUMOR ZUR ANWENDUNG.

„Ich werde meinen Bruder wecken“, sagte Karl-Heinz.

Sieglinde war gerührt von ihrem Mann, dessen Liebe zu seinem Bruder seine Liebe zu Borussia noch zu übertreffen schien. Noch gerührter war sie nur als der DHL-Mann ihr vorschlug, gemeinsam vor der Wohnungstür der Nachbarin nach dem Paket zu sehen.

„Vielleicht sollte ich noch einmal anschellen und Frau Wischnewski fragen, ob sie das Paket auch wirklich bekommen hat“, sagte er.

„Ach, das brauchen Sie nicht. Ich war vorhin noch mal im Treppenhause. Genau, nun erinnere ich mich. Sie ist nach Hause gekommen und hat das Paket rein geholt“, log Sieglinde. „Sie erinnern mich übrigens an einen Fußballer, von dem ich heute Nacht geträumt habe. Er hieß Obermeerjung.“

Sie wollte lieber nicht erzählen, dass sie des nachmittags darnieder lag. Vielleicht erzählte Frau Wischnewski dem jungen Mann bei der nächsten Gelegenheit, dass sie das Paket an diesem Nachmittag entdeckt hatte.

„Ein Fußballer, der Obermeerjung heißt?“

„Er spielt gemeinsam mit diesem Vegetarier bei Borussia.“

„Von der Ernährungsweise der Fußballer habe ich keine Ahnung. Habe mich früher mehr mit Fußball beschäftigt. Aber die Arbeit lässt

mir nicht mehr viel Freizeit. Ich bin übrigens der Kevin.“

„Angenehm, Sieglinde. Dein Name erinnert mich an einen dritten Borussiaspieler. Wie hieß er noch? Großklotz?“

„Großkreuz.“

Von oben hörte Sieglinde wie Karl-Heinz versuchte, den Bruder zu erwecken.

Er begann mit: „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht...“ und endete mit : „Heute Nachmittag, wenn ich will, wirst du wieder geweckt.“

Den letzten Satz schmetterte er wie ein Opernsänger in einer Arie. Nur mit dem kleinen Unterschied, dass die gesangliche Qualität noch ein wenig verbesserungswürdig war.

„Ich muss weiter“, sagte Kevin in diesem Moment. „Sieglinde, wir sehen uns bald wieder. Ich bin ja öfter mal hier.“

Auf dem Weg nach oben stolperte Klaus-Dieter ihr entgegen. Beinahe wäre er die Treppe hinunter gestürzt. Sieglinde konnte ihn im letzten Moment auffangen. Dann setzte er seinen Gang fort und folgte dem DHL-Mann nach draußen.

Oben, auf dem Treppenabsatz wartete Karl-Heinz und starrte Sieglinde hasserfüllt an.

„Du brauchst nicht zu denken, ich wäre durch meinen Gesang abgelenkt gewesen“, sagte er. „Ich habe alles gehört.“

Sieglinde wurde bleich wie die mit Kalk verputzte Treppenhauswand. Sie wurde bleicher, so bleich wie Schnee und schließlich wurde sie so bleich wie das beste Waschmittel es nicht mit weißer Unterwäsche zu tun vermochte.

„Du interessierst dich überhaupt nicht für Fußball!“ fuhr er sie an.

„Dein Obermeerrjung heißt Aubomeyang und hat keinerlei Ähnlichkeit mit dem DHL-Postboten. Mkitarian ist kein Vegetarier und selbst so einfache Namen wie Großkreuz kannst du dir nicht merken!“

Sieglinde fiel ein Stein vom Herzen. Ihr fiel ein Felsbrocken vom Herzen. Nein, es war ein Berg von der Größe des Mount Everest.

LIEBE LESER, DIES IST HIER SYMBOLSPRACHE. DER MOUNT EVEREST HÄTTE WOHL KAUM IN DAS TREPPENHAUS GEPASST.

„Nun ja“, wurde Karl-Heinz etwas sanfter. „Immerhin hast du von meiner Leidenschaft, dem Fußball, geträumt. Alles andere lernst du sicherlich auch noch, mein Täubchen.“

„Erinnere dich an meine Prophezeiung!“ warnte Sieglinde ihn. „Du

weiß, die Taube ist ein Omen des Bösen.“
„Gut, mein Spinnchen, ich werde es mir merken.“
Hastig warf Karl-Heinz einen Blick auf die Uhr.
„Ich muss los!“
Drei Stufen auf einmal nehmend türmte er davon.

Sieglinde blieben nur die Schallwellen seiner Sprünge, aber die konnten ihr nicht über den unendlichen Abschiedsschmerz hinweg helfen. Die Tränen rannen der verlassenen Gattin die Wangen hinab, füllten einen Ozean, dessen Wellen sich mit den Schallwellen vermischten und einen schmackhaften Wellensalat ergeben hätten, wäre die Geschichte nicht so tragisch. Ihr Held war hinaus gezogen im Kampf gegen das Böse und ließ sie in der Ungewissheit zurück. Würde er jemals zurückkehren? Ein inneres Verlangen zog Sieglinde ins Schlafgemach. Sie starrte aus dem Fenster. Würde die Spinne noch einmal erscheinen und ihr eine Auskunft geben? Oder konnten die friedlichen Zweige des Weidenbaums ihr antworten? Oh, Tücke des Schicksals, die Spinne war aus ihrer Sichtweite gekrabbelt, hatte sich schon zu tief in den Weben ihres Netzes versponnen und der Baum blieb stumm!

Verzweifelt ließ Sieglinde sich auf das Bett fallen und stieß sich dabei mit dem kleinen Finger am Nachtschränkchen. Eine Schramme war zu sehen. Die Wunde blutete jedoch nicht. Warum blutete sie nicht? Sieglinde rechnete nach wie viele Minuten vergangen sein mochten seit Karl-Heinz sie verlassen hatte. Es mussten etwa zwei Minuten gewesen sein. Irgendwie fühlte Sieglinde sich unwohl und intuitiv spürte sie, dass es nicht nur mit dem unbenutzten Schlafapnoe-Gerät neben ihr zu tun hatte. Übelkeit stieg in ihr auf. Sieglinde rannte zur Toilette und übergab sich. Als sie zurückkam war die Übelkeit leicht abgeklungen. Das Unwohlsein blieb. Ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass sie sich in der sechsten Minute seit dem Fortgang ihres Gatten befand. Während sie wieder auf dem Bett lag wölbte ihr Bauch sich verdächtig. Eine Minute später hatte sie das Gefühl, als ob da jemand strampeln würde. Eine Woge des Entzückens durchfuhr die hübsche Rentnerin. Da gab es also ein kleines Wesen und dieses Wesen gehörte zu Karl-Heinz. Mit Sicherheit gehörte es zu Karl-Heinz, aber auch zu ihr. Es war untrennbar mit ihr verbunden.

Nach weiteren zwei Minuten verspürte Sieglinde mit einem Mal einen

heftigen Drang, das kleine Wesen los zu lassen. Ein stechender Schmerz durchfuhr sie, ebhte für einen Moment ab und begann erneut. Die Rentnerin schnaubte, lechzte, prustete, hechelte, ächzte und stöhnte. Ihr Körper bäumte sich auf, zog sich zusammen und bäumte sich erneut auf.

LIEBE LESER: DIE AUTORIN IST WAHRSCHEINLICH KINDERLOS UND KENNT DAS ALLES NUR VOM HÖRENSAGEN.

„Es muss raus! Ich darf nicht aufgeben! Gleich habe ich es geschafft!“ versuchte Sieglinde

sich zu motivieren. Noch ein winziges Stückchen. Pressen, pressen, pressen!“

Sieglinde presste die Sprungfeder der defekten Matratze mit aller Gewalt nach unten. Das verdammte Ding hatte ihr vorhin schon den Rücken blutig gekratzt. Aber sie musste die Feder noch einmal mit letzter Kraft beiseite drücken, um das grüne Wesen hervor zu holen, das so lange unter ihrem Rücken gelegen hatte. Erschöpft atmete Sieglinde ein letztes Mal ein und aus. Dann war es vollbracht.

Der Anblick des rundlichen Lebewesens mit dem pausbäckigen Gesicht half Sieglinde über die überstandenen Strapazen hinweg. War er nicht ein kleines Ebenbild von Karl-Heinz? Wie lange hatten Karl-Heinz und sie gehofft, gebangt und gewartet auf diesen Augenblick, an dem sie zu dritt sein würden. Der Tag, an dem sie den vermissten Frosch wieder finden würden. Die junge Froschmama legte den Kleinen auf ihre Brust, streichelte ihm über das zarte Fell aus Plüsch und vernahm ein lautes, deutliches „quak“. Der Kleine hatte seinen ersten Schrei getan. Er konnte genauso schreien wie Karl-Heinz sonst schrie, wenn Borussia von der Gegenseite ein Tor einstecken musste. Einfach ganz der Papa war dieses Kerlchen. Sieglinde konnte nicht anders. Sie musste das Fröschlein Karl-Heinz nennen. Nie hatte sie gedacht, dass sie noch im zarten Alter von 71 Jahren einen Frosch von Karl-Heinz bekommen würde. Zärtlich strich sie dem kleinen Karl-Heinz über das Köpfchen.

„Mein armer Kleiner“, sprach sie erstmals zu ihm. Womöglich wirst du ohne den Papa aufwachsen. Wer weiß, ob der nicht einen Herzinfarkt erleidet oder sich zu Tode trinkt, wenn Schalke gewinnt. Vielleicht hat sich auch ein Schalke-Fan unter die Borussen gemischt, der ihn übel

zurichten könnte. Sie dachte an das alte Lied: „Mariechen saß weinend im Garten“.

In jenem Lied aus fernen Tagen ging es um eine junge Frau, deren Mann zur See gefahren

und sie mit dem Kind zurück gelassen hatte. Wie ging die Geschichte noch weiter?

Hatte das verzweifelte Mariechen sich nicht zuletzt zusammen mit dem Kind in den See gestürzt? Was blieb solch einer armen Frau in jenen Tagen auch anderes übrig, wenn der egoistische Gatte sie verlassen hatte? Aber wie verhielt es sich mit Karl-Heinz? Hatte er sich nicht auch egoistisch verhalten? Hatte er seine Liebe zu Borussia der Liebe zu ihr vorgezogen? Wie dem auch sei, hier gab es nur den Phönixsee und darin schwammen schon so viele Leichen aus dem Tatort und diversen Krimis mit Lokalkolorit herum.

Noch einmal blickte Sieglinde zum Fenster hinaus. Immer noch keine Spinne. Immer noch derselbe Weidenbaum. Wurde allmählich langweilig. Warum schaute sie nur ständig zum Fenster hinaus? Sieglinde überlegte. Dann fiel ihr wieder ein, dass sie ja ausrechnen wollte, wie tief es bis unten zum Hof war. Waren das überhaupt drei Meter? Das lohnte sich kaum. Wahrscheinlich würde sie sich nur ein Bein brechen und der kleine Karl-Heinz würde schmutzig werden. Vorhaben gescheitert. Gefrustet warf sie sich wieder aufs Bett.

„Quak“, machte der kleine Karl-Heinz. Sieglinde hatte sich versehentlich auf den Kleinen geworfen. Dies war der Moment, in dem Sieglinde das Ende des Küchenliedes wieder einfiel!

„Wir beide wollen leben“, sagte Mariechen zu dem Kind.

Wollte sie nicht auch lieber leben? Und der kleine Karl-Heinz? Hatte er nicht das Recht, seinen Vater kennen zu lernen? Nicht länger wollte Sieglinde darben und wehklagen. Sie musste zur Tat schreiten. Wenn auch Karl-Heinz gesagt hatte, eine Fußballkneipe sei nicht der richtige Ort für eine zarte Frau wie sie und sicherlich noch weniger für ein Geschöpf wie dem kleinen Karl-Heinz, so musste sie dem Gatten doch die freudige Nachricht kundtun, dass er Vater eines Sohnes geworden war. So nahm sie also das kleine Wesen, streifte den Mantel über und eilte von dannen.

Die Abenddämmerung brach herein und tauchte die Bergmannssied-

lung in ein gespenstisches Dunkel. Die Häuser schienen sich Geschichten von verschollenen Bergmännern und trauernden Witwen zu erzählen. Der Wind rauschte durchs Geäst der Bäume. Ihr Wispern kündete bevorstehendes Unheil an. Hatte da nicht eine Taube gegurrt?

Aber die Spinne hatte sich mal wieder verpisst und der Weidenbaum hatte dazu auch nix zu sagen. Typisch!

LIEBE LESER: DAS IST EIN STILBRUCH.

Ob Tauben auch kleine Frösche fraßen? Blau-weiße Tauben mit Sicherheit.

Sieglinde eilte schnellen Schrittes auf das Haus in der Ferne zu, hielt den Froschknaben fest im Arm, hielt ihn sicher und hielt ihn warm.

„Mein Sohn, was machst du solch banges Gesicht?“

„Siehst Mutter, du die Taube von Schalke nicht? Die Taube dort oben auf dem Zweig.“

„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. - Schreck lass nach, heute ist es gar nicht neblig!“

Warum musste sie ausgerechnet heute an dieses Schauergedicht aus ihrer Schulzeit denken?

Der kleine Karl-Heinz ließ ein laut vernehmbares „quak“ von sich hören. Es half nichts. Sieglinde musste weiter gehen, der Finsternis zum Trotz, um dem Gatten sein Kindlein zu zeigen. Wie sollte sie es ihm sagen, wenn sie das Haus mit den wilden Gesellen erreicht hatte?

„Es ist ein Ros entsprungen, aus einer Wurzel zart!“

Nein, es war ja noch nicht Weihnachten. Vielleicht eher: „Das güldene Septemberglück hat gebracht mit viel Geschick, dir den kleinen Frosch zurück.“

Das Fußballspiel befand sich bereits in der 89. Minute als Sieglinde mit dem Kinde das Wirtshaus erreichte und beim Anblick von Karl-Heinz erbleichte.

LIEBE LESER: DIES IST EIN GEDICHT.

Der Gatte sah so aus, als ob er gleichzeitig kurz vor dem Herzinfarkt und vor dem Schlaganfall sei. Sein trübsinniger Blick verriet außerdem, dass er schon einige Liter Gerstensaft getrunken hatte.

„Karl-Heinz, liebster Gatte, erkennst du mich?“ fragte Sieglinde.

Aber Karl-Heinz starrte nur auf die Leinwand. Es stand 1:1.

„Wie doch das Männerherz am Fußball hanget!“ seufzte Sieglinde.

„Karl-Heinz, Liebster du bist Vater geworden.“

„Tor!!!“ jubelte in diesem Moment die Masse.

Überglücklich fiel Karl-Heinz seinem Kumpel neben sich um den Hals.

„Freust du dich auch für Borussia?“ fragte er den Kumpel an der anderen Seite.

„Nicht wirklich“, sagte dieser. „Ich bin Bayern-Fan. Aber Schalke kann ich absolut nicht ausstehen. Da ist Borussia das kleinere Übel.“

„Borussia, das kleinere Übel?“

Karl-Heinz starrte den Nebenmann entgeistert an. Dann verfiel er in ein stumpfsinniges Grölen: „Zieht den Bayern die Lederhosen aus, Lederhosen aus, Lederhosen aus!“

Watsch! Die Ohrfeige seines Gegenübers hatte gegessen!

„Du bayerischer Depp, du! Wagst es...?!“

Sieglinde klemmte den kleinen Karl-Heinz unter den linken Arm, wollte sich gerne den großen Karl-Heinz unter den rechten Arm klemmen, wenn dieser nicht solch eine Leibesfülle besessen hätte und eilte davon.

So eilten sie und eilten sie und niemals verweilten sie, bis sie endlich das schützende Heim erreicht hatten.

Im Hausflur stritten sich Frau Wischnewski und der DHL-Mann:

„Nie bist du da, wenn ich mal ein Paket für dich habe. Musste es schon bei der Nachbarin abgeben.“

„Dann bleib doch gleich bei der alten Schlampe!“

Sieglinde versuchte, das Wort „alt“ zu ignorieren. Sie wusste, dass sie für ihren Karl-Heinz immer jung und schön bleiben würde.

„Was hast du mit dem Priester? Sag es mir doch endlich!“ tönte es aus der oberen Etage.

„Beruhige dich! Sei doch froh, dass wir drei Kinder von göttlicher Schönheit haben.“

Genau, das Kind! Endlich hatten die Eheleute, die immer wieder voneinander fortgerissen waren, die Wohnung erreicht.

„Du bist Vater geworden“, sagte Sieglinde und legte dem Gatten das Kindlein in den Schoß. Dieser vergaß, Sieglinde zu küssen und widmete sich sofort dem Kleinen. Bis kurz vor Mitternacht spielte Karl-Heinz mit dem Kleinen und erzählte ihm alles über Borussia. Dann musste der kleine Karl-Heinz ins Bettchen und auch der große Karl-Heinz war müde, insbesondere von dem Gerstensaft.

„Gute Nacht, Sieglinde, meine liebe, treue Seele“, sagte Karl-Heinz und gab ihr tatsächlich einen Kuss. Den ersten und einzigen Kuss des Tages. So hatten die beiden Liebenden nach Irrungen und Wirrungen, Höhen und Tiefen, Phasen von Sehnsucht und Herzeleid nun doch noch zueinander gefunden.

LIEBE LESER: DIES NENNT MAN HAPPY END.

Im achtzehnten Kapitel wird die Protagonistin für eine Antagonistin gehalten

Das war nun also das Buch, welches das anspruchsvollste Buch des Universums werden sollte. Abgesehen davon, dass ich mir den Inhalt mehr oder weniger aus den Fingern gesogen hatte, gab es auch noch andere Schwierigkeiten. Es war nicht einfach, tagsüber rechtzeitig mit dem Putzpersonal das Weite zu suchen. Es bestand nämlich nicht aus mehreren mit Schrubbern bewaffneten Damen, sondern aus einem einzigen Herrn. Immerhin, hier gab es so etwas wie Gleichberechtigung. Dieser Herr jedoch putzte nicht, sondern betätigte einfach einen Knopf an einem etwa zehn Kubikzentimeter großen, würfelförmigen Apparat und schon war der Boden sauber und er huschte hinaus.

So konnte ich nur auf die erste Führung warten, mich unter die Menschenmenge mischen und mit dieser am Ende ins Freie huschen. Die Landschaft ähnelte einer Wüste mit Gebäuden. Die Bibliotheken waren unschwer zu erkennen. Wie schmelzende Weihnachtsbäume sahen sie aus. In ihrer Nähe sollte ich lieber keinen Schatten suchen. Ich fand ein Vordach, das zu einem dem Museum ähnelnden Gebäude gehörte, legte mich hin und döste. Niemand störte sich an mir. Die Flutschianer schienen mich zu ignorieren. So ging es Tage und Wochen. Nachts schrieb ich und tagsüber schlief ich.

Ich hatte die Geschichte schon fast beendet, es fehlte nur noch der letzte Schliff, als ich Schritte und Gemurmel hörte.

„Normalerweise treffen wir uns nicht so oft, aber wie Sie alle wissen, habe ich die Umdrehung von Flutsch um die Sonne beschleunigt, damit die drei Monate schneller vergehen und wir unsere Krisensitzung abhalten können.“

Die Stimme kam mir bekannt vor. Es war die Stimme des Erzählers in

den Romanen. Dummerweise saß ich nicht in dem Toilettenraum, sondern schlenderte gerade den Gang entlang, um mir die Beine zu vertreten.

„Das haben Sie gut gemacht“, vernahm ich die Antwort des Grafen alias Herrn Schröpfer. „Es hat in der letzten Zeit einige skandalöse Ereignisse gegeben, über die wir unbedingt sprechen müssten. So kann es nicht weitergehen.“

Die Stimmen wurden immer lauter. Die beiden konnten nur noch eine Ecke des Flures von mir entfernt sein.

„Fräulein Nöschnesaut, schön dass Sie auch schon da sind“, sprach der Graf mich mit einem Mal an.

„Angenehm, sehr erfreut“, sprach ich mit zitternder Stimme.

„Meines Wissens müssten die drei Autoren auch gleich erscheinen“, bemerkte der Regisseur.

Wir betraten den etwas größeren Saal, der sich hinter der Tür verbarg, dessen Zutritt verboten war. Ich hoffte, dass ich Fräulein Tausendschön, so gut es mir gelingen mochte, imitieren konnte. Wir mussten nicht lange warten bis die drei Autoren erschienen.

Philadelphias, Philodendrus und Philatelias Phrimm waren alle drei von langer, schmaler Statur wirkten fast wie Drillinge. Allerdings hatte Philadelphias einen Quadratschädel, Philodendrus ein dreieckiges Gesicht und Philatelias ein rundes Vollmondgesicht. Sie erinnerten mich im Entferntesten an den Unterricht in Mengenlehre, den ich als Kind durchleiden musste, weil es die Lehrpläne im Mathematikunterricht der siebziger Jahre so vorschrieben. Ihre fünf Augen waren wie die Augen der Fünf auf dem Würfel gleichmäßig über das Gesicht verteilt. Nach ihren Ohren, Nasen und Mündern musste ich suchen, so klein waren sie. Gemäß dem Unterricht in Mengenlehre schimmerte der Quadratschädel des Autors des historischen Romans ein wenig bläulich, das dreieckige Gesicht des Verfassers des Adelsromans erschien mir etwas blass, als ob es gelb wäre und das Vollmondgesicht des Krimiautors war feuerrot. Zusammen mit dem Grafen, bei dem gerade wieder der Putz aus dem Gesicht bröckelte und dem etwa drei Zentner schweren Regisseur, der mich an den Baron erinnerte, gaben sie ein herrliches Bild ab.

Ihnen folgte eine vierte Person: Der Raumpolizist.

„Mir scheint, wir sind vollständig“, sagte der Regisseur. „Also lasst uns unsere Krisensitzung beginnen. Wie wir schon in unserer letzten Sit-

zung besprochen haben, sehen wir uns genötigt, unsere Bibliotheken auf den Mond RTL-Minus verlegen zu müssen. Die Ursache für den Temperaturanstieg und das Schmelzen der Bibliotheken als Folge davon konnte bisher nicht ermittelt werden. Wie sehen Sie die Bedingungen für einen Umzug auf RTL-Minus, Herr Oberhauptinspektorkommissar?“

Der Raumpolizist räusperte sich.

„Nun ja“, begann er. „Die Bedingungen für einen Neubau der Bibliotheksgebäude auf unserem Mond sind äußerst günstig, solange wir sie außerhalb des Asteroidengürtels planen. Ein größeres Problem stellt der Widerstand der dort ansässigen Bevölkerung dar.

„Das Problem müsste sich aber lösen lassen, wenn Sie nur mal Ihre Autorität walten lassen würden“, sagte Philadelphias Phrimm. „Ein gravierenderes Problem sehe ich darin, dass es neuerdings Angriffe auf meine Bücher und die Bücher meiner werten Brüder gibt. Wahrscheinlich ein Sabotageakt, um den Widerstand auf RTL-Minus zu stärken.“

„Sie meinen die Romane?“

„Bisher sind es die Romane, aber es ist nur eine Frage der Zeit bis die Angriffe auf unsere Ratgeber übergehen.“

„Schildern Sie doch mal jene Angriffe!“ sagte der Raumpolizist.

„Ich übergebe an meinen Kollegen, den Erzähler“, sagte Philadelphias.

„Also“, begann der Erzähler. „Es handelt sich bei der Täterin um eine Dame, die behauptet vom Planeten Erde zu stammen. Sie hat nur zwei Augen, stammt also nicht vom Planeten Flutsch. Ihre Hautfarbe weicht ein wenig von jener der Bewohnerinnen von RTL-Minus ab. Trotzdem könnte sie nach RTL-Minus eingewandert sein, um die dortige Rebellion zu unterstützen.“

„Das sehe ich auch so“, bestätigte der Raumpolizist. „Ein Indiz hierfür ist ihre Behauptung, es gäbe einen Planeten namens Blub, auf dem angeblich paradiesische Zustände herrschen sollen. Sie wurde deshalb in Schutzhaft genommen, konnte sich aber aus bisher ungeklärter Ursache befreien.“

„Im einzelnen hat es damit angefangen, dass diese Person sich in den historischen Roman unseres werten Autors, Herrn Phrimm, eingeschlichen hat“, fuhr der Erzähler fort. „In meiner Verzweiflung gab ich ihr eine Rolle. Doch sie hat den für ihre Rolle vorgesehenen Fortgang der Handlung missachtet und ist vor Beendigung dieser aus dem Roman

ausgestiegen. Genauer gesagt, sie war vom Kaiser beauftragt worden, den Papst aufzusuchen, kam dort jedoch nie an. Infolgedessen hatten Herr Phrimm und ich uns allerlei Beschwerden der Romanfiguren, insbesondere des Kaisers über uns ergehen lassen müssen.“

„Ich erinnere mich“, sagte der Raumpolizist. „Ihre Anzeige habe ich bereits aufgenommen.“

„In meinem Roman kam es noch schlimmer“, klagte Philodendrus Phrimm, der Autor des Adelsromans. „Nach meiner Personenbeschreibung hatte ich sie gar nicht für die Rolle der Gattin des Grafen vorgesehen, aber sie hat sich einfach den Grafen geangelt.“

„Hat sie das?“ fragte der erstaunte Regisseur. „Das tut mir leid, werter Herr Phrimm. Das wusste ich nicht.“

Nun war es an der Zeit, dass ich meine Rolle als Fräulein Tausend-schön spielte, wenn ich schon mal mit ihr verwechselt wurde.

„So schlimm war das gar nicht“, sagte ich.

Alle drehten sich nach mir um.

„Wenn ich ehrlich bin, liebe ich doch eher den Baron, dessen Ernährungsberaterin ich sein durfte. Ich weiß nicht, weshalb ich ein Auge auf den Grafen geworfen habe und dann auch noch in meiner Wut die mir unbekannte Mitspielerin in ein Pferd verwandelt habe. Ich stehe doch eher auf kleine Dickerchen als auf uralte Grafen, die gelegentlich zu Stein werden.“

„Wie bitte?!“

Der Graf sprang von seinem Sitz auf.

„Da habe ich extra für dich die Rolle des Mörders in dem Krimi von Philatelias Phrimm gespielt, weil ich dich so viel attraktiver finde als diese Schlampe und nun gestehst du mir, dass du nie in mich verliebt warst!“

„Das ist nun ein neuer Aspekt“, wandte sich der Raumpolizist dem Grafen zu. „Sie haben also die Täterin bereits beseitigt.“

„Wollte ich“, sagte der Graf. „Am Beginn des Universums habe ich ihr aufgelauert, nachdem ich von Philatelias Phrimm erfahren habe, dass sie als drittes Mordopfer ausgewählt worden war. Aber diesem Miststück ist es mal wieder gelungen, die Handlung zu verändern. Sie ist mir entwischt.“

„Das geht nun überhaupt nicht“, entrüstete sich der Raumpolizist. „Eine Figur in einem Kriminalroman, die ihre Rolle als Mordopfer nicht spielen will. So etwas muss hart bestraft werden!“

„Das meine ich auch“, sagte ich. „Ich habe sie auf dem Weg zu diesem Gebäude noch gesehen. Vor der dritten schmelzenden Bibliothek in dieser Richtung.“

Ich zeigte die Richtung an, gegenüber dem Eingang, durch den ich in das Museum gelangt war und es geschah, was ich mir gewünscht hatte. Der Polizist ordnete den Abbruch der Sitzung an und alles strömte durch einen Ausgang, der sich in Sekundenschnelle in der Außenwand des Konferenzraumes gebildet hatte, hinaus. Nur ich schlich mich unbemerkt durch den Ausgang an der anderen Seite davon und tippte die Zahlenkombination in mein Smartphone, so dass das Raumschiff oder was immer es war erschien.

Während ich das Flugobjekt betrat, sah ich auf dem gegenüberliegenden Bildschirm auch schon, wie sich mein Gesicht von einem Wesen mit fünf Augen zurück verwandelte in das einer Erdbewohnerin mit zwei Augen. Da hatte ich also gerade noch mal Glück gehabt.

Ich öffnete die vordere Tür, krabbelte unter dem Tisch hindurch und stand sogleich Nurdug gegenüber. Seelenruhig lehnte sie sich an den Tisch und löffelte ihre Erbsensuppe.

„Und? Ist das Buch fertig?“ fragte sie mich.

Was ich während des Schreibens und danach erlebt hatte, schien sie nicht zu interessieren.

„Ja“, japste ich. „Es ist ein universelles Buch geworden, ein Buch, ausgehend von einem lokalen Geschehen mit universellen Bezügen überall hin.“

„Ein wirklich anspruchsvolles Buch?“

„Ein anspruchsvolles Buch“, sagte ich mit zitternder Stimme.

„Dann lass mal sehen!“

Ich nahm das Smartphone aus der Tasche.

„Du hast doch die Tastensperre wieder rein gemacht?“

Ich erbleichte und rannte mitsamt dem Smartphone davon.

Im neunzehnten Kapitel erhält die Protagonistin positive Kritik an ihrem literarischen Werk, nimmt diese jedoch nicht an

Auf dem Weg in den vorderen Raum plagte mich das schlechte Gewissen. Das Smartphone gehörte mir nicht. Ich legte es auf dem Tresen ab, an dem gerade zwei Frauen damit beschäftigt waren Suppe auszuschenken. Die Frauen schauten mich verdutzt an, sagten jedoch nichts.

Ziellos setzte ich meinen Weg durch die Straßen fort. Ich lief durch einen anderen Stadtteil als auf dem Hinweg. Bisher war mir die Welt, in der ich mich nun befand, wie eine Kopie der Erde vorgekommen. Nun aber bemerkte ich, dass es einige seltsame Details gab, die anders waren. Die Ampeln ähnelten denen im Weltall: Neben den Farben Rot, Gelb und Grün gab es noch blaues und violettes Licht. Zeigte eine Ampel Blau an, so musste man sich ducken, weil ein Auto von oben herab geschwebt kam. Zeigte sie Violett an, so tat sich im Asphalt der Straße eine Klappe auf und ein Auto kam hervor. Kurz überlegte ich, in einer solchen Klappe zu verschwinden, aber es war mir doch zu unheimlich. erinnerte mich an die Schwarzen Löcher auf dem Planeten Blub. Also rannte ich weiter. Die Straßenzüge erinnerten mich mit ihren vielen Häusern mit Hinterhof an meine Besuche in Berlin, wo ich des öfteren einen Bekannten besucht hatte. An einem Hinterhof stand tatsächlich die Tür offen. Ich lief hinein und kauerte mich an die Hauswand. Bald hörte ich eine Menschenmenge vorbeigehen.

„Wusste ich es doch, dass sie eine Spionin vom Planeten Flutsch ist“, vernahm ich Derflas Stimme.

„Den Eindruck machte sie auf mich überhaupt nicht“, sagte Nurdug.

„Nun, dann hat sie einen falschen Eindruck gemacht. Das nützt uns jetzt auch nichts mehr. Sag mir lieber, wo sie hingelaufen ist!“

„Sie ist hier geradeaus weiter gelaufen“, sagte Nurdug.

Es hörte sich so an, als ob sie sich der Tür nähern würden. Mein Herz schlug, als ob ich gerade einen Marathonlauf hinter mich gebracht hätte. Bald jedoch wurden die Stimmen leiser und es hörte sich so an, als ob die Gruppe in die andere Richtung weiter gegangen wäre.

Wenige Minuten später hörte ich wieder Schritte, begleitet von Stimmen, die mir nur allzu bekannt vorkamen.

„So eine Gemeinheit!“ rief Fräulein Tausendschön umgekehrt. „Hat diese Schlampe es tatsächlich gewagt, sich als meine Person auszuge-

ben. Wenn ich sie dieses Mal erwische, dann verwandle ich sie nicht in ein Pferd, sondern in einen Wurm und dann zertrete ich sie.“

„Wir müssen zunächst die Verfolgung der All-Philosophen aufnehmen“, hörte ich den Raumpolizisten. „Sie verhindern die Verbreitung unserer Ratgeber.“

„Aber der Graf, der Regisseur und alle drei Romanautoren sind meiner Meinung, dass wir zunächst diese Schlampe erledigen müssen.“

„Die Erdbewohnerin ist ein schwieriger Fall. Das können wir später immer noch.“

Die beiden stritten eine Weile bis das Smartphone des Polizisten klingelte.

„Oh, je!“ sagte der Raumpolizist wenige Minuten später. „Meine Kollegen auf RTL-Minus schaffen es nicht mehr, den Aufstand zu bekämpfen. Ich muss Sie leider verlassen.“

„Dann sagen Sie uns bitte vorher noch, wo die verdammten All-Philosophen hin gerannt sind!“ schnaubte Philadelphias Phrimm.

„Da vorne habe ich sie zuletzt gesehen.“

„Und die Schlampe, die die Romane zerstören wollte?“

„Auch da vorne.“

Ich hörte wie die Schritte sich entfernten und der Raumpolizist auf sein Surfbrett sprang, um sich auf den Weg nach RTL-Minus zu machen. Offensichtlich wollte er nur noch seine Ruhe haben und hatte sich ausgedacht, mich noch einmal gesehen zu haben.

Vorsichtshalber wartete ich eine gefühlte Stunde in meinem Versteck für den Fall, dass ich noch mehr Verfolger hatte.

Plötzlich knarrte die Eingangspforte und zeigte mir damit an, dass es wohl doch keine gute Idee gewesen war, hier so lange zu warten. Aber es war nur eine ältere Dame mit einem Korb Wäsche, die sie wohl auf die Leine hinter mir aufhängen wollte. Woher kannte ich die Frau?

„Junge Frau, schön dass ich Sie hier wiedersehe“, sagte sie im nächsten Moment. „Sie haben Ihr Smartphone liegen gelassen.“

Endlich mal jemand, der mir nicht nach dem Leben trachtete!

„Sie haben da übrigens ein gutes Buch geschrieben. Ich hoffe, ich durfte es lesen, habe auch erst die ersten Seiten gelesen. Diese Sieglinde ist wirklich eine vorbildliche Frau und diese innige Liebe zwischen Sieglinde und Karl-Heinz ist einfach rührend. Und wie Sie die Tierwelt in Ihr Buch mit einbeziehen! Der alte Brehm hätte es in seinem Tierleben nicht besser machen können. Mit Fußball kenne ich

mich zwar nicht aus, aber ich lerne immer noch was dazu. Interessant fand ich auch das Schicksal der Nachbarin. Es wird nicht einfach sein, Mutter von einem Kind zu sein, dessen Vater katholischer Priester ist. Wenn es aber gleich drei kleine Würmchen sind und dann muss die Arme das auch noch vor ihrem Ehemann verheimlichen. Wie schrecklich! Aber, sagen Sie mal, hätten Sie nicht Lust, Ihr Buch einem größeren Publikum vorzulesen?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich denke da so an meinen Seniorenlesekreis. Wir suchen schon länger nach einer professionellen Schriftstellerin. Also, wenn Sie einmal in der Woche Zeit hätten.“

„Zur Zeit ist das leider nicht möglich“, druckste ich herum.

„Aber warum denn nicht? Sie schreiben wirklich gut. Trauen Sie sich ruhig, wir beißen nicht! Ich kann vorher auch die Presse informieren, damit Ihre Lesung bekannter wird.“

Das war nun das Letzte, was ich wollte.

„Entschuldigung, wir können da gerne später mal drüber reden“, stammelte ich. „Aber ich habe einen wichtigen Termin.“

Ich rannte über den Hof, fand in einer Ecke eine Dachrinne und hangelte mich hinauf. Erstaunlich zu welch sportlichen Leistungen man doch fähig war, wenn man in Bedrängnis war. Die Häuser waren zu meinem Glück miteinander verbunden, zumindest in diesem Häuserblock. So lief ich eine Weile über Flachdächer und hangelte mich über einige Satteldächer, immer mit dem Blick zur Straße. Eine Weile fühlte ich mich in Sicherheit. Dann wieder meinte ich die Stimme von Fräulein Tausendschön zu hören. Nicht von der Straße aus, sondern direkt hinter mir. Vor Schreck fiel ich fast vom Dach. Zum Glück konnte ich mich gut am Dachfirst festhalten und mich mit letzter Kraft wieder hochziehen.

Oben war niemand. Bekam ich schon Halluzinationen?

„Endlich habe ich dich erwischt!“ sagte die Mücke und setzte sich auf meinen Arm. Wie hatte ich bloß vergessen können, dass ihre Stimme der von Fräulein Tausendschön verdammt ähnelte?

„Geh runter, du Mistvieh!“ schrie ich und schlug auf meinen Arm. Dummerweise war es genau die Stelle, bei der der Ratgeber erschien.

„Günstig wäre es nun, wenn Sie mit der Mücke verhandel würden“, sagte der Ratgeber. „Dazu kann ich Ihnen drei Methoden der Gesprächsführung empfehlen. Erstens: Sie einigen sich mit der Mücke

auf einen Kompromiss...”

„Sagen Sie mir lieber, wie ich Sie wieder loswerde!“ schnaubte ich.

Leider hatte ich Letzteres ein wenig zu laut gesagt.

„Ich glaube, sie ist dort oben auf dem Dach“, hörte ich die Stimme von Fräulein Tausendschön und dieses Mal war sie es wirklich und nicht die Mücke.

„Wo?“ fragte der Graf.

„Sehen kann ich sie nicht, aber hören.“

„Ist sie eher rechts oder links vom Schornstein?“

Ich nutzte die Zeit, welche noch verblieb, bis die beiden mich endgültig ausfindig gemacht hatten, um auf die andere Seite des Daches zu klettern. Dummerweise wurde ich beim Blick in den Hinterhof Zeugin wie Nurdug und einige andere der halb durchsichtigen Gestalten die Seniorin ausfragten, der ich eben noch begegnet war.

„Die Dame, falls Sie diese suchen, ist davon gelaufen“, sagte die alte Frau. „Ich habe heute meine Brille nicht dabei. Ich sehe Sie auch alle so verschwommen, als ob Sie durchsichtig wären.“

„Jetzt ist die Gelegenheit günstig“, flüsterte die Mücke hinter mir.

„Du elendiges Mistvieh!“ brüllte ich.

„Da oben ist sie doch!“ rief Nurdug.

Ich kletterte zum nächsten Flachdach und sah noch wie Nurdug die Regenrinne hochkletterte. Sie war ebenso sportlich wie ich, trotz ihres Kleides. Die anderen folgten ihr und ließen eine verdutzte Seniorin zurück.

Ich lief derweil über das Flachdach und hörte von der anderen Seite den Grafen:

„Wie gut, dass es Aufzüge gibt!“

Die beiden tauchten aus einer Dachluke auf. Ich rannte zur nächsten Regenrinne, die hinunter führte, hangelte mich an einem Fensterbrett entlang und sah auf einem anderen Dach eine geöffnete Dachluke. Ich kletterte hinein und schloss sie, während ich von oben schon wieder Schritte hörte. Welcher der beiden Gruppen sie gehörten war mir in diesem Moment egal. Meine Güte, war das eng in dieser Rumpelkammer! Mein Arm streifte ein Brett.

„Wie weit sind Sie mit Ihren Verhandlungen mit der Mücke gekommen?“ fragte der Ratgeber.

Ich schnappte mir das Brett, registrierte dass es ein Surfbrett war, fand ein zweites Dachfenster an der Seite und segelte ins Ungewisse.

Der Himmel verdunkelte sich. Hier und da flogen glühende Gesteinsbrocken vorbei. Immer wieder musste ich den Kopf einziehen. Von dem Planeten, auf dem ich gerade noch gewesen war, konnte ich nichts mehr erkennen. Aber es war ja auch kein Planet, sondern eine Parallelwelt gewesen. Wieder sauste ich durch das All. Ein Segel hatte ich nicht dabei, musste mich also mal wieder auf den Zufall verlassen. Ich wurde hin und her geschleudert, als ob ich im Ozean um Kap Hoorn herum geschleudert würde. Immer häufiger flogen die Meteoriten an mir vorbei. Die Situation kam mir irgendwie bekannt vor. Jetzt erinnerte ich mich wieder: Bei meinem Anflug in dem Karton auf RTL-Minus war es mir genauso ergangen.

Die Landschaft, auf die ich nun zu flog, ähnelte der von RTL-Minus. Es musste RTL-Minus sein, nur dass ich dieses Mal an einem anderen Ort landen würde. Wo auch immer ich nun mit dem Surfbrett aufprallen würde, der Raumpolizist würde schon auf mich warten. Schließlich hatte ich mitbekommen, wie er auf diesen Planeten abberufen wurde. Das Surfbrett wurde hin und her geschleudert. Zwei Meter über dem Boden sprang ich hinunter, landete ziemlich unsanft und konnte gerade noch verhindern, dass mir das Brett vor den Kopf knallte.

Die ersten Personen, die ich erblickte, waren keine Polizisten, sondern zwei harmlose Teenager. Jene Teenager, die mir schon auf meinem ersten Raumflug und im Gefängnis auf RTL-Minus begegnet waren. Gerade wollte ich sie begrüßen, sie fragen, ob sie sich noch an mich erinnern könnten, als ein mächtiger Koloss von Rhodos oder anders ausgedrückt, ein riesiger Meteoritenstein auf die beiden zu gerast kam. Geistesgegenwärtig schnappte ich mir das Surfbrett und hielt es wie einen riesigen Regenschirm über die beiden jungen Leute. Mit einem Krachen zerbarst der Felsbrocken und schleuderte uns alle zu Boden. Für einen Moment verlor ich die Besinnung. Dann rappelte ich mich auf und stellte zu meiner Erleichterung fest, dass die beiden jungen Leute auch noch atmeten.

Bevor ich etwas sagen konnte hatte sich eine Menschenmenge um uns gebildet. Ich wollte aufstehen und gehen, aber ich wurde festgehalten. Dem Mädchen und dem Jungen ging es genauso.

In der Menge sah ich eine Frau, die mir irgendwie bekannt vorkam. In meiner Erinnerung ging ich die drei Romane durch, in denen ich mitgespielt hatte, sowie meine Erlebnisse in der Parallelwelt. Aber ich konnte die Person nirgends zuordnen. Erst als sie das Smartphone

zückte und telefonierte, wusste ich, mit wem ich es zu tun hatte. Es war die Heimleiterin der beiden Teenies. Während ich versuchte zu klären, weshalb wir festgehalten wurden, bahnten sich mehrere Personen einen Weg durch die Menge und luden uns drei auf jeweils eine Bahre. Wahrscheinlich befürchteten sie, dass wir durch den Meteoriteneinschlag bleibende Schäden davon tragen würden. Der Gedanke, dass ich nur in ein Krankenhaus und nicht in ein Gefängnis gebracht wurde, beruhigte mich. Ich wurde auf der Bahre festgebunden und hinten an ein Surfbrett gebunden. Dann sausten wir ein Stück durchs All, wobei ich froh war, so gut festgebunden zu sein.

Wir landeten an einer anderen Stelle von RTL-Minus, vor einem Gebäude.

„Los, aufstehen!“ befahl mir mein Begleiter.

Er erinnerte mich an den Raumpolizisten, hatte aber nur zwei Augen. Er nahm mich an die Hand und führte mich in das Gebäude. Eine große Flügeltür wurde geöffnet und ich erkannte zu meiner Verwirrung, dass sich dahinter kein Krankenzimmer, sondern ein Gerichtssaal verbarg.

„Wer wird denn hier angeklagt?!“ fragte ich.

„Warten Sie ab!“ sagte mein Begleiter. „Sie werden schon sehen.“

Dann schob er mich auf einen Platz vorne, an der Seite. War das nicht die Anklagebank? Nun war ich völlig konfus. Alles, was nun folgte, kann ich im Nachhinein nicht mehr wiedergeben. Es verschwamm wie in einem diffusen Nebel.

Wenn ich mich richtig erinnere, wurde ich angeklagt, zwei Revolutionäre gerettet zu haben. Zeugen tauchten auf, ein Staatsanwalt verlas eine Anklageschrift und zu allem durfte ich nichts sagen. Ich hatte auch das Gefühl, nicht sprechen zu können. Ebenso sah ich alles so undeutlich vor mir, dass ich nicht mehr sagen kann, ob die Personen um mich herum zwei oder fünf Augen hatten.

„Lebenslänglich!“ schmetterte schließlich die Person, die wohl der Richter war, in den Saal. Sofort wurde ich von zwei anderen Figuren abgeführt und in einen Raum gebracht.

Durch den Nebel um mich herum konnte ich nicht viel in dem Raum erkennen. Ich merkte jedoch, dass es keine der üblichen Gefängniszellen war. Ich tastete mich an einem Tisch entlang und wäre beinahe über einen Stuhl gestolpert. Dahinter befand sich zu meiner Freude

ein Sofa, das sich äußerst gemütlich anfühlte. Irgendwie war ich mit einem Mal sehr müde geworden und legte mich hin. Wortlos verließen die beiden Personen, die mich hergebracht hatten, den Raum. Sie schlossen noch nicht einmal die Tür. Ich konnte dieses „Wohnzimmer“ also jederzeit verlassen. Im Moment war ich jedoch so müde, dass ich noch eine Weile auf dem Sofa liegenbleiben wollte.

Die Tür öffnete sich noch einmal. Eine Gestalt trat ein. Obwohl ich immer noch ein Nebelgeschwader um mich herum wahrnahm, spürte ich, dass es keine der beiden Personen war, die mich gebracht hatten. Der Nebel lichtete sich und ich konnte es nicht fassen, wer mir da begegnete. Das war doch der süße Aushilfsbademeister. Was machte der denn hier?

„Ich komme, weil du lebenslänglich bekommen hast“, sagte der süße Mann.

Ich schaute in seine tiefen, dunkelblauen Augen, betrachtete seine Knubbelnase und sein rundes Gesicht und konnte es nicht fassen. Ausgerechnet dieser liebe, süße Mann mit der blonden Mähne, die ihm fast bis zum Po reichte und dem runden Bäuchlein wollte mich für immer in eine Zelle stecken. Oder war er dazu gezwungen worden?

„Können wir das nicht irgendwie arrangieren, dass ich frei komme?“ flüsterte ich ihm zu.

„Aber mein Knubbelchen, du bist doch frei“, sagte er. „Du kannst jederzeit gehen. Ich dachte nur, du freust dich darüber, dass du lebenslänglich glücklich sein bekommen hast.“

„Lebenslänglich glücklich sein?“

Mein Liebling kam näher und streifte mir über die Wange.

„Schätzchen, du hast wohl gar nicht mitbekommen, dass RTL-Minus nun RTL-Plus heißt.“

„Ihr habt es also geschafft, aber was willst du damit sagen?“

„Ab jetzt gibt es keine Strafen mehr, nur noch Belohnungen. Weil du die beiden Teenager gerettet hast, hast du lebenslänglich glücklich sein bekommen.“

„Und du?“

„Ich werde dafür sorgen, dass du immer glücklich bist.“

Der süße Mann umarmte mich fest und immer fester und ich merkte, wie alle Anspannung aus meinem Körper wich und mir das Glück zu Kopfe stieg. Bald küssten wir uns so richtig innig...

Das zwanzigste Kapitel verrät dem geneigten Leser, welche realen Figuren hinter der fiktiven Handlung stehen, aber selbst diese sind nur fiktiv

„Mein Knubbelchen, ich werde dich immer lieben“, sagte Sherlock und streichelte mir über den Rücken.

„Ich bin noch nicht richtig wach“, murmelte ich.

Die Hitze im Zelt zeigte mir jedoch an, dass es günstiger wäre bald aufzustehen.

„Der Un-Zenni schläft auch noch“, sagte Sherlock. „Kann ich verstehen, bei der Nacht! Das hat ja ewig gedauert bis wir die Mücke vertrieben haben. Aber die Geschichte, die du vorher erzählt hast, die musst du gleich noch mal erzählen, wenn Kevin und Lisa da sind.“

„Ich hoffe, ich bekomme sie noch auf die Reihe“, sagte ich. „Die war doch ziemlich verworren. Außerdem habe ich sie heute Nacht noch weiter geträumt.“

„Was hast du weiter geträumt?“ murmelte der Un-Zenni und drehte sich auf die andere Seite.

„Die Geschichte mit den vielen Dimensionen, von der Reise durchs Weltall und dem Buchladen, wo Spraydosen stehen.“

„Seid ihr schon wach?“ hörte ich Lisas Stimme von draußen.

„Seid ihr etwa so früh schon hier?“ fragte ich.

„Wieso? Es ist gleich halb zwölf. Kevin hat schon angefangen, unser Zelt aufzubauen. Ich muss gleich wieder rüber, ihm helfen. Wir sind da vorne, in der Nähe von dem Kiosk, direkt am See.“

Eine Stunde später saßen wir mit Lisa und Kevin, die wir aus der Schreibwerkstatt kannten, auf einer Decke und hielten unser verabredetes Picknick.

„Karla hat uns da gestern als wir gewandert sind eine phantastische Geschichte erzählt“, sagte Sherlock. „Ihr seid bis heute Nacht immer noch neue Ideen gekommen.“

„Ja, die Geschichte hat mich bis in meine Träume verfolgt“, sagte ich.

„Und die Mücke, die sich nicht vertreiben ließ, kam auch drin vor.“

„Das muss ja ein Albtraum gewesen sein“, sagte Kevin.

„Nicht wirklich“, sagte ich. „Meistens war es eher bunt und lustig. Ihr kamt auch drin vor und eure Kinder.“

„Celine und Jakob wollten nicht mit“, sagte Lisa. „Die sind heute mit

Freunden auf der Kirmes.“

„Die sind oft auf der Kirmes“, sagte ich. „Deshalb begegne ich ihnen ziemlich zu Beginn der Geschichte in einer Raumkapsel, die hin und her schaukelt wie ein Karussell auf der Kirmes. Aber ich habe auch einige Leute aus unserer Schreibwerkstatt in der Geschichte verarbeitet.“

„Wirklich?“ fragte Lisa. „Erzähl doch mal!“

„Also da wäre zunächst einmal dieser Physiker, der sich an einem Science-Fiction versucht“, begann ich.

„Ach, der mit dem multidimensionalen Universum, der immer mit seinen Kenntnissen von der String-Theorie angibt“, sagte Kevin. „Ich hoffe, du hast auch unseren Historiker mit reingebracht.“

„Das hat sie“, sagte der Un-Zenni. „Als Maler bin ich zwar nicht in eurer Schreibwerkstatt, aber ich habe schon von dem gehört.“

„Das ist einer, der hat zwei Semester Geschichte studiert und glaubt, alles über das Mittelalter zu wissen“, erklärte ich ihm. „Jetzt will er einen Roman schreiben, der im Mittelalter spielt und geht dafür auf Mittelalterfeste, um die Atmosphäre seines Romans besser darstellen zu können.“

„Karla hat uns eine wirklich krause Geschichte erzählt über einen Hund, der Klerus hieß und eine Ständegesellschaft, die durch mehrere Etagen einer Bretterbude dargestellt wurde“, sagte Sherlock.

„Einen Kaiser gab es auch“, bemerkte ich. „Und einen Papst, der im Weltall lebte und ein Einhorn, das gemobbt wurde.“

„Wie bist du dann durch das Weltall gereist? Mit unseren Kindern und der Raumkapsel?“ wollte Kevin wissen.

„Nein, die habe ich auf dem Planeten RTL-Minus zurück gelassen“, sagte ich. „Meistens bin ich auf einem Surfbrett durchs All gereist.“

„Da hat unser Jakob dich aber ganz schön inspiriert mit seiner Fernsehguckerei und seinem Traum, ein Surflehrer zu werden, auf den die Mädels stehen“, sagte Lisa.

„Ich habe da auch noch diese alleinerziehende Schickimicki-Mutter mit reingebracht“, bemerkte ich.

„Ach, du meine Güte, du meinst die Ernährungsberaterin“, sagte Kevin. „Die hat doch letzte Woche diese Geschichte vorgelesen, die sie angeblich wirklich erlebt hat. Ihre Tochter hat an einem Luftballonwettbewerb teilgenommen und ein paar Tage später hat so ein reicher Schnösel bei ihr angerufen und erzählt, er hätte den Luftballon ihrer

Tochter gefunden. Vielleicht heiratet die den ja noch. Das wäre echt noch Stoff für einen Groschenroman.“

„Unser Physiker will ja auch mal einen Krimi schreiben“, sagte ich. „Da habe ich mir gestern, als Sherlock, der Un-Zenni und ich schon gemütlich im Zelt saßen, auch noch einen astrophysikalischen Krimi ausgedacht, so wie er den schreiben könnte. Ja, und dann muss ich irgendwann eingeschlafen sein und da habe ich so alle möglichen absurden Sachen geträumt, von einer alten Standuhr, einer Bahnhofsbuchhandlung im Weltall und Büchern, deren Inhalt man mit Spraydosen versprühen konnte. Außerdem tauchten da noch irgendwelche Philosophen auf, die sich mit Autoren von Ratgebern bekriegt haben. Letztendlich sollte ich für die Philosophen ein besonders anspruchsvolles Buch schreiben. Wisst ihr, was ich da geschrieben habe? Ich habe diese hochdramatische Geschichte mit dem Rentnerehepaar geschrieben, wo ich letzte Woche draus vorgelesen habe.“

„Das hast du uns auch noch nicht erzählt“, sagte Sherlock.

„Die Geschichte war lustig“, sagte Lisa. „Am besten fand ich, dass Frau Severin meinte, die Geschichte könntest du mal in ihrem Seniorenlesekreis vorlesen.“

„In meinem Traum bin ich vor ihr geflüchtet“, sagte ich. „Obwohl ich sie an und für sich nett finde. Insbesondere, dass sie sich mit ihren 85 Jahren noch in der Suppenküche für obdachlose Menschen engagiert, finde ich gut.“

„Meine Frau ist wirklich eine Schriftstellerin“, sagte Sherlock. „Du solltest das Buch unbedingt schreiben. Die Geschichte über das Rentnerehepaar kann da ja mit rein.“

„Ich hoffe, dass ich das alles noch auf die Reihe bekomme, was ich gestern erzählt habe und was ich geträumt habe“, sagte ich.

„Das wirst du schon“, sagte Sherlock und umarmte mich und ich hatte wieder das Gefühl von ewigem Glück.“



Die Geier-WG-Druckerei

Wir sind eine Künstlergruppe aus Dortmund, und betreiben gemeinsam unsere Webseite www.geier-wg.de. Wir sind Maler, Schreiber und Musiker, philosophieren gerne und probieren alles mal aus. Gerade unsere Schreiber haben es schwer, ihren Freunden und Bekannten zu zeigen, was sie für Geschichten oder Gedichte geschrieben haben. Deshalb geben wir Hefte und Bücher wie dieses heraus, die kann man mitnehmen und in Ruhe durchlesen. Stefanies letzte 5 Bücher "Das Kaninchen Kunibert", "Kuniberts Traumreisebüro", „Thomas - ein Leben“, „Die schwerste Abiturprüfung des Universums“ und „Das anspruchsvollste Buch des Universums“ haben wir von online-druck.biz in kleiner Auflage drucken lassen.

Viel Spaß beim Lesen,
Tobias Jeckenburger

Von Stefanie Augustin sind bisher erschienen:

Schöpfungsmythen und Kurzgeschichten für Kinder, 32 Seiten

Aplerbecker Geschichten, 28 Seiten

Pflänzchen und Punkersträhnchen, 224 Seiten

Anekdoten aus meiner Kindheit, 52 Seiten

Traumgeschichten, 60 Seiten

Das Kaninchen Kunibert, 120 Seiten

Kuniberts Traumreisebüro, 110 Seiten

Thomas - ein Leben, 66 Seiten

Die schwerste Abiturprüfung des Universums, 90 Seiten

Das anspruchsvollste Buch des Universums, 154 Seiten

Die Auflagen sind zum Teil vergriffen, aber alle Texte gibt es als Pdf auf unserer Webseite unter www.geier-wg.de/steaug

Zu diesem Buch:

Wieder reist Karla unfreiwillig durch das Weltall. Dieses Mal geht es durch alle Dimensionen, oft auf einem Surfbrett. In der fünften Dimension gelangt sie in einen geheimnisvollen Buchladen. Die Bücher haben die Form von Spraydosen und werden nicht gelesen, sondern man erlebt die Handlung. Das könnte alles recht abenteuerlich sein, wäre da nicht diese nervige Mücke, die Karla gnadenlos verfolgt. Schlimmer ist da nur noch der Ratgeber zum Vertreiben von Mücken. Und dann soll Karla auch noch ein Buch schreiben. Nicht irgendein Buch, sondern das anspruchsvollste Buch des Universums...

Viel Spaß beim Lesen!



Stefanie Augustin

Miniaufgabe zum persönlichen Verteilen über die Autorin